



WESTFALENHÜTTE





Titelbild:

Elektroschweißer

Nebensteinend:

Hochofenmann

Aus dem Inhalt:

Tradition oder Faulheit?
Es wächst das Werk
Aus unserer Sozialarbeit
500 Mark im Eimer
Die Hohe Behörde . . .
Belegschaftsversammlung in Barop
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
Auf der Straße
Das lesen unsere Jungen
Halbstarke
Versuchter Selbstmord!
Vor 70 Jahren
Das ist Ihre Meinung
Das ist meine Meinung
Volksbühne
Das Rätsel
Unsere Steckenpferde
Der Aufstand
Nicht wie „Gott in Frankreich“
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Westfalenhütte AG, Dortmund;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Auflage: 17 500.

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.



Tradition oder Faulheit?

Wer in manche Betriebe schaut und überprüft, von wem und unter welchen Umständen das Wort „Tradition“ im Gespräch zu fallen pflegt, der wird schnell dahinterkommen, daß die Gruppe derer, die dieses Wort benutzen, in zwei Teile zerfällt. Da ist einmal die Gruppe aus der Werksleitung — die aber durchaus hineinreichen kann bis in die feinsten Verästelungen der Werkstätten und Abteilungen —, für die der Begriff der Tradition einen guten und klaren Wert darstellt, den sie sich herauszustellen bemüht. Für sie ist das Wort Tradition eine Art Warn- und Erinnerungsschild auf der Straße zukünftigen Tuns, ein Regulativ und auch, zu seiner Zeit, ein Ansporn. Aber es gibt eine andere Gruppe, die für die Entwertung dieses Traditionsbegriffes und für die Unterlegung eines neuen und schlechteren Inhalts verantwortlich ist. Das ist jene Gruppe, in der man vor allem bei der unteren und mittleren Angestelltenschaft manche Mitarbeiter findet, die nun schon seit Jahren oder Jahrzehnten im Werk und zum Teil ständig auf ihrem gleichen Arbeitsplatz sitzen. Hier gewinnt der Traditionsbegriff plötzlich einen völlig anderen Sinn. Spricht man einen solchen Angestellten an mit einer neuen Idee, so wird er sagen, daß „schon aus Traditionsgründen“ die Dinge weitergeführt werden müßten wie bisher. Und was verbirgt sich hinter diesem

Traditionsbegriff? Faulheit, Feigheit, Mangel an Initiative, Ideenlosigkeit und die große Trägheit der Herzen, die nicht nur den Fortschritt, sondern sogar das klare Denken und gute Fühlen unmöglich machen will. Hier ist das Wort „Tradition“ nichts anderes als eine Barriere über den Weg, der nach vorne führt, ein hemmendes Gewicht, das jeden zurückziehen soll, der es wagt, einmal nicht die alten, eingefahrenen Geleise zu gehen.

Und was kann der Traditionsbegriff in einem organisch seit langem gewachsenen Werksgefüge nicht alles an Gutem beinhalten! Eine Portion ehrlicher Ehrfurcht gegenüber dem Gewesenen, ein sorgfältiges Übernehmen bewährter Ideen und erprobter Lebensgesetze des Werksorganismus, ein Lernen aus den Erfahrungen von Generationen von arbeitenden Unternehmern und Mitarbeitern vor uns, ein sorgfältiges Immer-wieder-Richtung-Nehmen und Orientieren an diesen Dingen des Gewesenen.

Wo aber der Begriff der Tradition zum Vereinsabzeichen der abgestempelten Mittelmäßigkeit wird, da ist Gefahr im Verzuge. Nicht nur Gefahr wegen dieses einen Begriffs, sondern Gefahr der Verknöcherung eines Betriebsorganismus, der mit solchen „Trägern“ des betrieblichen Lebens seiner Erstarrung und damit seiner Unproduktivität entgegengeht.



Es wächst das Werk

Anläßlich der Besichtigung des neuen Stahlwerkes III, des Breitbandwalzwerkes, des Martinwerkes I und der wiederaufgebauten Versuchsanstalt, führte Herr Direktor Dr. Harr vor den Herren des Aufsichtsrates und den Vorständen bzw. den Geschäftsstellenleitern der Hoesch-Gesellschaften folgendes aus:

„In den Jahren 1954 und 1955 sind wir bereits einmal in diesem Kreis zusammengewesen, und zwar im Januar 1954 beim Anblasen des Hochofens VI und im März 1955 zur Inbetriebnahme der Halbzeugstraße. Die Besichtigung gilt heute insbesondere dem neuen Stahlwerk III und dem Ausbau unserer Versuchsanstalt.

Der Vorstand der Westfalenhütte freut sich, daß Sie alle zu dieser Besichtigung im großen Hoesch-Kreis zu uns gekommen sind, dankt Ihnen für Ihr Interesse und heißt Sie herzlich willkommen.

Lassen Sie mich kurz berichten über die Gründe für den bisherigen und auch für den weiteren Ausbau des Stahlwerkes III. Über den eigentlichen Bau des

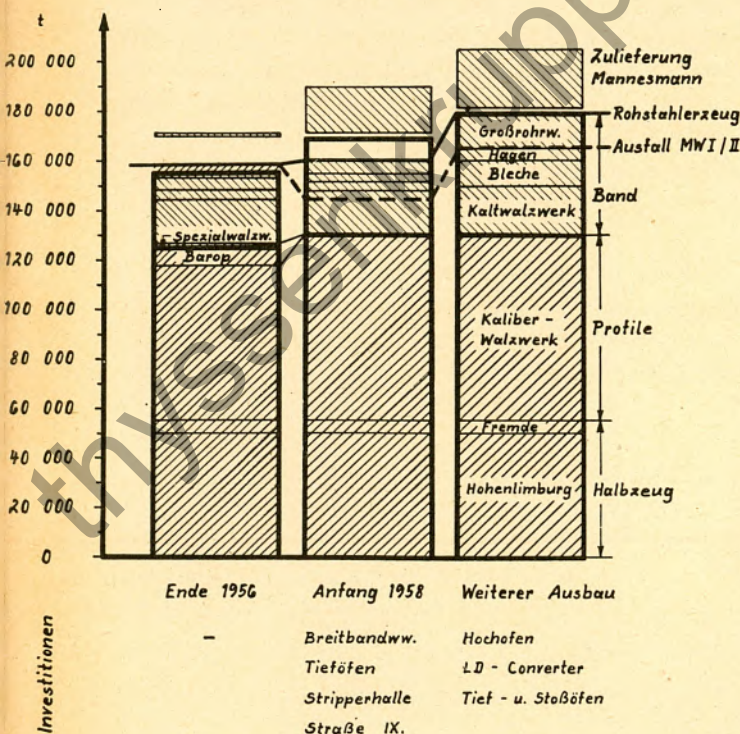
Stahlwerkes III berichtet anschließend Herr von der Warth, über den Ausbau unserer Versuchsanstalt, über ihren Zweck und ihre Möglichkeiten Herr Dr. Hoff.

Das Lichtbild zeigt Ihnen die Entwicklung der Rohstahlerzeugung der Westfalenhütte von 1938 bis 1956. Die Höchstleistung der Stahlwerke wurde vor dem Kriege im Geschäftsjahr 1938/1939 mit rund 114 000 t je Monat erreicht, die Produktion sank nach Beendigung des Krieges auf den Nullpunkt ab und steigerte sich dann durch den Wiederaufbau langsam auf die Vorkriegshöhe. Diese wurde erst im Geschäftsjahr 1953/1954 mit 111 000 t im Monat fast wieder erreicht. Zur Sicherung und zur weiteren Steigerung dieser Erzeugung war es erforderlich, den Hochofen VI zu bauen und im Thomaswerk einen vierten Konverter mit zusätzlicher Gießhalle zu errichten. Der damalige Ausbau ging auf die Sicherung der Roheisenbasis hinaus, da eine Vergrößerung der SM-Stahlwerke wegen der knappen Schrottversorgung ein starkes Risiko dargestellt hätte. Der vierte Konverter bedeutete an Stelle des bombengeschädigten alten 20-t-Konverters eine Vergrößerung der Rohstahlkapazität auf Grundlage der gleichzeitig erweiterten Roheisenbasis.

Ende 1954 wurde der Beschluß zum Neubau des Stahlwerkes III in der Stockheide gefaßt. Damit sollte in erster Linie Ersatz für das überalterte Martinwerk I geschaffen und somit die SM-Stahlerzeugung sichergestellt werden. Die Entwicklung der Verhältnisse macht es jedoch wegen des akuten Rohstahlmangels unmöglich, das Martinwerk I stillzusetzen, zumal inzwischen durch den Beschluß zum Ausbau des Breitbandwalzwerkes und der Feineisenstraße, sowie durch die Errichtung der Mitteleisenstraße in Hohenlimburg ein erhöhter Stahlbedarf auf uns zukommt. Wir haben deshalb die Stahlkonstruktion im Martinwerk I verstärkt, um den Betrieb noch für einige Jahre halten zu können. Das Chargengewicht der Ofen mußte aber von 35 t auf 32 t herabgesetzt werden. Die Selbstkosten dieses Stahlwerkes sind notwendigerweise abnormal hoch, die Arbeitsbedingungen äußerst ungünstig, so daß das Stahlwerk auch aus wirtschaftlichen Gründen nur noch befristete Zeit in Betrieb bleiben kann.

Wie ich bereits ausführte, wurde Anfang 1955 der Beschluß zum Neubau einer Breitbandstraße gefaßt, nachdem sich erwiesen hatte, daß die gesuchte 'kleine Lösung', d. h. der Ausbau der Steckelstraße, nicht möglich war, wenn nicht erhebliche Nachteile in Kauf genommen werden sollten. Der beschlossene

Entwicklung von Walzstahlprogramm und Rohstahlerzeugung (in t Rohstahl)



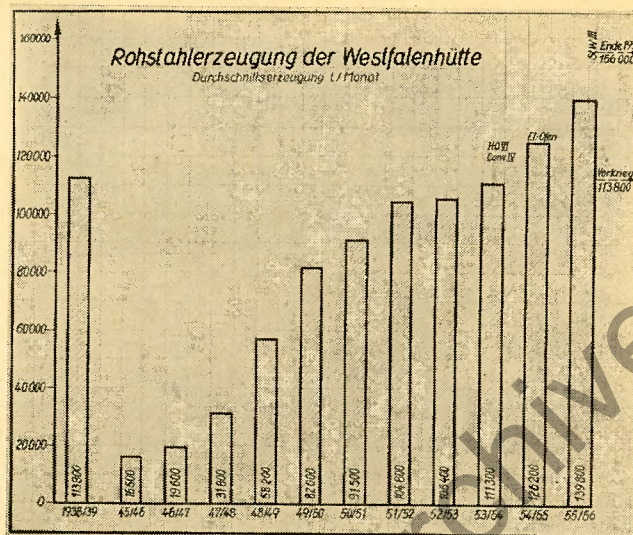
Ausbau der Breitbandstraße sieht die Errichtung eines Quarto-Reversier-Gerüsts und einer kontinuierlichen Fertigstraße vor. Dadurch kann die jetzige Leistungsfähigkeit von 22 000 t Band je Monat zunächst auf 45 000 t Band verdoppelt werden. Ein weiterer Ausbau auf 60 000 t Band je Monat ist mit geringen Mitteln möglich. Darüber hinaus ist ein Ausbau der Straße für eine Leistung von 100 000 t je Monat später durchführbar. Die Mannesmannwerke beteiligen sich an den Kosten für den Ausbau des Breitbandwalzwerkes mit ein Drittel und nehmen entsprechend auch ein Drittel der Walzstunden in Anspruch, indem sie vorgewalzte Brammen liefern, die wir zu Warmband für Mannesmann auswalzen. Die Belieferung der Breitbandstraße mit Rohstahl erfolgt wegen des warmen Einsatzes in die Tieföfen zweckmäßig aus einem unmittelbar benachbarten Stahlwerk. Dieser Gedanke wurde bereits bei der Projektierung des Steckelwalzwerkes vor dem Kriege verfolgt. Es war damals eine kleinere Lösung mit höchstens vier SM-Ofen vorgesehen, wobei der Hafenbahndamm erhalten bleiben sollte. Nachdem jedoch die Entscheidung für den großen Ausbau des Breitbandwalzwerkes gefallen war, war es notwendig, auf dem Gelände der Stockheide entsprechende Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen, sowohl für das neue Stahlwerk, für die Breitbandstraße wie für das Kaltwalzwerk. Der Standort des neuen Stahlwerkes III wurde daher so gewählt, daß bei Bedarf das Stahlwerk stufenweise um weitere sechs SM-Ofen mit je 150 bis 180 t Fassung vergrößert werden kann. Es können aber auch Stahlwerke errichtet werden, die nach anderen Verfahren arbeiten.

Der Bau der ersten beiden Ofen ist in erfreulich kurzer Zeit durchgeführt worden. Im Juli d. J. konnte der erste Ofen schmelzen. Im August folgte der zweite Ofen, und im abgelaufenen Monat September konnte mit beiden Ofen bereits über 24 000 t Rohstahl erzeugt werden. Durch das neue Stahlwerk ist unsere Rohstahlkapazität auf durchschnittlich 156 000 t im Monat gestiegen. Nach den bisherigen Erfahrungen erfüllt das neue Stahlwerk die gehegten Erwartungen. Die erzielten Ofenleistungen sind höher als geplant, der Wärmeverbrauch ist wesentlich niedriger als im Martinwerk I oder im Martinwerk II. Der Arbeitskräfteaufwand ist wesentlich geringer, die Produktivität entsprechend höher.

Durch das neue Stahlwerk war es möglich, im August die bisher höchste Stahlerzeugung der Westfalenhütte von 163 770 t zu erzielen.

An dieser Stelle möchte ich im Namen der Werksleitung allen am Bau Beteiligten den Dank aussprechen für ihren tatkräftigen erfolgreichen Einsatz bei der Errichtung des neuen Martinwerkes, insbesondere unserer Neubauabteilung mit Herrn von der Warth an der Spitze.

Für die Deckung des Stahlbedarfes der Hütte mit 30 000 t Breitband sowie des hohen Bedarfs von Hohenlimburg reicht jedoch das nunmehr erzielte Rohstahlniveau noch nicht aus. Es ergeben sich erhebliche Fehlmengen an Rohstahl, wenn man berücksichtigt, daß das Martinwerk II gründlich überholt werden muß, wobei jeweils zwei der Ofen stillgelegt werden müssen und die Stilllegung sowie der Ersatzbau von Martinwerk I nicht mehr lange hin-



ausgeschoben werden kann. Es bestehen daher Pläne, das Stahlwerk III um eine Leistung von 10 000 bis 20 000 t zu erweitern, entweder über eine Ausweitung der SM-Ofenkapazität oder durch den Bau eines Blasstahlwerkes. Der Bau eines Blasstahlwerkes ist deswegen für uns naheliegend, weil die Beschaffung des Schrottes zunehmende Schwierigkeiten bereitet und gewisse Qualitätsvorschriften auf der Bandseite bei Anwendung des Schrott-Roheisen-Verfahrens im SM-Ofen nur schwer erfüllbar sind. Mit Rücksicht auf den Schrottmangel wurde deshalb der in Bau befindliche Hochofen IV im Gestelldurchmesser vergrößert. Ebenso soll der zur Neuzustellung vorgesehene Hochofen II eine Gestellvergrößerung erfahren.

Das Blasstahlwerk stellt eine neue Entwicklung der Nachkriegszeit dar, da durch den Einsatz von reinem Sauerstoff neue metallurgische Wege erschlossen werden konnten. Das Oxygenblasstahlverfahren von Linz und Denawitz hat sich seit einigen Jahren bereits bestens bewährt, auch andere in der Erprobung befindliche Verfahren, wie beispielsweise das Rotor-Verfahren von Oberhausen und der Rotationskonverter von Domnarvjet, lassen günstige Ergebnisse erwarten.

Die Notwendigkeit beim Bau neuer Anlagen, Möglichkeit für die Entwicklung in den nächsten Jahrzehnten offenzulassen, bringt es mit sich, daß die Anlagen zunächst mit hohen Investitionskosten und damit hohen Kapitalbelastungen verbunden sind. Die Übergangsperiode der geringeren Auslastung sollte daher so kurz wie möglich gehalten werden. Es muß daher unser Ziel sein, durch Ausweitung des Stahlwerkes III in diesem Stahlwerk selbst sowie in den nachgeschalteten Walzwerksanlagen zu höherer Erzeugung, zu besserer Auslastung und damit zu geringeren Selbstkosten kommen.

Eines ist sicher, daß es der Hütte, Hohenlimburg und den Rohrschweißwerken eher gelingen wird, die großen Neubauten, wie Halbzeugstraße, Mittelbandstraße, Feineisenstraße, Breitbandstraße, Rohrschweißwerke, rentabel zu betreiben, wenn eine ausreichende Rohstahlbasis eine Auslastung dieser Anlagen ermöglicht."

AUS UNSERER SOZIALARBEIT

Die Zahl der Diebstähle — vor allem der Metall-diebstähle — hat innerhalb zweier Monate erheblich zugenommen. Besonders Lkw-Fahrer versuchen, größere Mengen Schrott mit ihren Fahrzeugen aus dem Werk zu bringen.

In zwei Monaten wurde unsere Feuerwehr siebenmal alarmiert. 33 Kleinf Feuer wurden gelöscht.

Immer noch Bomben

Bei Ausschachtungsarbeiten auf dem Gelände der Feineisenstraße und dem Gelände Stockheide wurden sechs Bomben, darunter vier von 250 kg, eine große Granate und zwei Phosphorkanister gefunden, entschärft und abtransportiert.

Löhne

Die in dem Abkommen für die Hochofenbetriebe vorgesehene Verkürzung der Arbeitszeit wurde durchgeführt. Es waren 184 Neueinstellungen erforderlich. Sie bedingen einen Mehraufwand an Löhnen von rd. 110 000 DM monatlich.

Erholung und Unterstützung

In zwei Monaten führen 776 Belegschaftsmitglieder für 14 Tage, 21 für 21 Tage und drei für 28 Tage in Erholungsurlaub. 94 Jugendliche wurden in Erholungsurlaub und 94 Kinder in Erholungsfürsorge geschickt.

In den zwei Monaten wurden 46 860,— DM an Unterstützungen für in Not geratene Belegschaftsmitglieder ausgezahlt.

In der Teeküche werden werktäglich rund 4500 Liter und sonntags 1500 Liter Tee zubereitet.

Betriebskrankenkasse

Sie erfaßt bei Abschluß der Berichtszeit 18 234 Mitglieder. Die Abnahme der Zahl der Mitglieder um 853 ist nur scheinbar. Es handelt sich dabei um freiwillige Mitglieder, die ab 1. September als Rentner geführt werden.

Kuren und Erholungsaufenthalte durch die Krankenkasse erhielten in zwei Monaten 137 Personen.

Wohnungen werden gebaut

Nachdem uns neue Landesmittel zugeteilt waren, mußte die Verplanung entsprechender Bauobjekte bis zum 30. September erfolgen, andernfalls fielen diese Landesmittel dem Wiederaufbauminister wieder zu. Die Verplanung war nur zum Teil mit vorhandenen Werksmitteln möglich. Es waren zusätzliche Werksmittel von 650 000 DM erforderlich, deren Bewilligung dem Aufsichtsrat vorgelegt ist.

Die Neubauten in der Heroldstraße — dieser Bauabschnitt umfaßt 72 Wohnungseinheiten — wurden rohbaufertig. Ebenfalls rohbaufertig wurden Wiederaufbauprojekte mit 29 Wohnungseinheiten.

Ein neuer Bauabschnitt in der Franz-Zimmer-Siedlung, der zugleich die Randbebauung in südwestlicher Richtung darstellt, umfaßt acht Siedlerstellen und sechs Eigenheime. Bis auf ein Einfamilienhaus für eine zehnköpfige Familie handelt es sich sämtlich um Zweifamilienhäuser, insgesamt also um 27 Wohnungseinheiten. In einer inzwischen stattgefundenen Siedlerversammlung wurden die Bedingungen bekanntgegeben und die Namen der Bewerber festgelegt.

Die Wohnungen in der MSA-Siedlung — es handelt sich hier um 82 Wohnungseinheiten — stehen vor der Fertigstellung.

37 Wohnungseinheiten in der Holsteiner Straße, Missundestraße, Hessische Straße und Oesterholzstraße wurden fertiggestellt und bezogen.

In drei Monaten wurden 50 600 DM an Baudarlehen bewilligt.

Großbauvorhaben „Westfalenburg“

In Planung und Bearbeitung befindet sich ein Großbauvorhaben in der Westfalenburg. Der Bebauungsplan sieht 250 Wohnungen, einen Garagenhof, Waschküchen usw. vor. Als erster Bauabschnitt sollen 96 Wohnungen und ein Waschhaus errichtet werden. Es wird hier ein Gelände bebaut, das der Hütte eigentumsmäßig gehört — der „Westfalia“ als Bauherrin wird ein Erbbaurecht bestellt — und in welchem die vorhandene Bebauung ergänzt wird bzw. viele kriegszerstörte Objekte neben Neubauobjekten errichtet werden.

Sieben schwerbeschädigten Werksangehörigen werden zur Errichtung von Eigenheimen Werksdarlehen bewilligt. Sechs Einliegerwohnungen in diesen Bauvorhaben stehen weiteren Werksangehörigen zur Verfügung.

Sie besuchten uns

Im Laufe zweier Monate haben insgesamt 1434 Personen unsere Hütte besichtigt. Unter ihnen befanden sich 313 Ausländer.



500 MARK IM EIMER

Man kann den Lebensstandard eines Volkes in den Mülleimern studieren. Die leeren Verpackungen, Flaschen und Konservendosen zeigen, daß es uns wieder besser geht. „Wo mehr verdient wird, wird auch mehr verbraucht“, das ist eine alte Binsenweisheit. Was in die Aschkübel wandert, ist wertlos — für uns nicht mehr zu gebrauchen.

Niemand kommt auf die Idee, Hundertmarktscheine in den Müll zu werfen. Niemand... am allerwenigsten unsere Hausfrauen, die sich genau überlegen, was fortgeworfen wird. Es kostet ja unser Geld, wenn wertvolle Sachen durch Gedankenlosigkeit im Müll verschwinden.

Und wie sieht es im Betrieb aus? Sollten wir hier nicht genauso denken wie zu Hause? Wenigstens eine halbe Milliarde DM ließe sich in der Volkswirtschaft jedes Jahr einsparen, wenn wir mit Materialien und

Betriebsmitteln noch sorgsamer umgehen. Die Rohstoffe, die wir verarbeiten, werden auf den Weltmärkten teuer eingekauft. Sie sind für die Produktion bestimmt. Was in den Abfall geht, ist verloren! Es beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit des Werkes und bedeutet eine kleine gewonnene Schlacht für den Konkurrenten. Es liegt also in unserem Interesse

- **die Arbeitsvorschriften einzuhalten**
- **ungeeignetes Material zurückzugeben**
- **Fehler sofort abzustellen**
- **Verbesserungsvorschläge zu machen.**

Wer den Betrieb gedankenlos schädigt, schadet sich selbst. Er vergißt, daß alle Leistungen aus einem Topf kommen. Abfälle aber sind unnötig verbrauchtes Kapital, das uns an der Stelle fehlt, wo es für uns alle Vorteile bringen könnte.

Unnötige Abfälle sind weggeworfenes Geld!

Hohe Behörde besuchte unsere Hütte

Die Mitglieder der Hohen Behörde mit ihrem Vizepräsidenten Etzel besuchten neben zwei anderen westdeutschen Hüttenwerken auch unsere Westfalenhütte.

Nach den Begrüßungsworten des Direktors der Hoesch Werke AG, Dr. Willi Ochel, der vornehmlich über die Bedeutung und Planung der Verbundwirtschaft sprach, begrüßte Direktor Dr. Albrecht Harr die Gäste im Auftrage des Vorstandes der Westfalenhütte und erklärte hierbei u. a.:



Das ist unsere Produktion

Auch bei der Westfalenhütte besteht eine weitgehende enge Verbundwirtschaft, werden doch unsere sechs Hochöfen vornehmlich mit dem Koks unserer benachbarten Zeche Kaiserstuhl betrieben. In unserem Thomasstahlwerk, den drei SM-Stahlwerken und einem Elektrostahlwerk werden etwa 150 000 Tonnen Rohstahl je Monat erzeugt, davon etwa die Hälfte Thomasstahl.

Zwei Drittel dieser Stahlmenge werden in unseren eigenen Walzwerken zu Fertigprodukten ausgewalzt, ein Drittel geht als Halbzeug zu den Konzernwerken, insbesondere an die Hoesch-Walzwerke in Hohenlimburg. An Fremde wird fast kein Stahl oder Halbzeug abgegeben.

Das Walzprogramm ist sehr umfangreich; es umfaßt die Produkte von schwerem Formstahl bis zu Walzdraht und zu warm- und kaltgewalztem Breitband.

Unsere Produktionsausweitung

Zur Produktionsausweitung, die mit der neuen Hochofenanlage und dem neuen Stahlwerk erzielt wurde, ist zu sagen:

Wegen des Schrottmangels waren wir uns von jeher darüber klar, daß als Voraussetzung einer höheren Rohstahlerzeugung erst die Roheisenproduktion ausgeweitet werden mußte. Wir haben deshalb als erstes großes Neubauvorhaben der Nachkriegszeit im Jahre 1954 einen Großhochofen errichtet, der 30 000—33 000 t Roheisen im Monat liefert. Die Roheisen-Mehrmenge haben wir über einen neuen Konverter in Thomasstahl umgewandelt.

Im Kreis der Hoesch-Werke wurde aber mehr SM-Stahl benötigt, das Verhältnis SM-Stahl zu Thomasstahl entsprach nicht mehr unserem Bedarf. Wir haben uns zunächst damit geholfen, daß wir durch Zusatz von Sauerstoff unseren Thomasstahl verbesserten und ihn für SM-Qualitäten verwendeten. Erst später haben wir das neue SM-Stahlwerk errichtet, das vor wenigen Monaten in Betrieb gekommen ist.

Durch den Neubau des großen Hochofens ist das Verhältnis der Erzeugung des für die Stahlproduktion bestimmten Roheisens zu der Rohstahlerzeugung, das wegen des Schrottmangels in der Montanunion so bedeutungsvoll ist, in unserem Werk stets gesund geblieben. Es betrug 1955

in unserem Werk	79 %
in der Bundesrepublik	67 %
in der Montanunion	69,5 %
dagegen in USA nur	60 %
und in Großbritannien gar nur	47 %

Diese Tendenz ausreichender Roheisenerzeugung beabsichtigen wir auch in Zukunft beizubehalten.

Roheisenerzeugung wird gesteigert

Die Leistung des jetzt in Neuzustellung befindlichen Hochofens IV wird von 22 000 t auf 33 000 t monatlich gesteigert. Damit beträgt trotz des neuen SM-Stahlwerkes unser Roheisenanteil 78 % unserer Rohstahlerzeugung, und wir denken daran, auch die anderen Hochöfen jeweils zu vergrößern, um mit der steigenden Rohstahlerzeugung Schritt zu halten. Unsere diesbezüglichen Unterlagen hat die Hohe Behörde vor zwei Monaten mit der Meldung unseres Investitionsprogramms erhalten.

Die Schrottversorgung macht Ihnen und uns große Sorgen. Leider ist es nun nicht so, daß der Weg über Roheisen rohstoffmäßig bestens gesichert ist. Trotzdem die Hoesch-Werke Besitzer ausreichender Kohlenzechen und Kokereien sind, müssen wir teure Kohle aus USA einführen. Schlimmer ist es aber beim Erz.

Vor dem ersten Weltkrieg setzten wir im Thomasmüller (in Müllerprozenten):

40 % Schwedenerz
40 % Minette
20 % Manganträger,

nach dem ersten Weltkrieg sank der Minetteanteil auf 15 % ab, dafür stieg der Anteil an Schwedenerz auf 50 %, Roheisensteine (Wabana und Normandie) wurden 25 % gesetzt.

Jetzt haben wir im Thomasmöller nur etwa 20 Fe^o/o deutsche Erze, bei 35 % Schwedenerz, 20 % sonstigen Ausländerzen und 5% Minette. Als bedenkliches Zeichen für unsere Lage am Erzmarkt mag gelten, daß unser Werk für Thomasroheisen und Stahleisen mittlerweile 60 verschiedene Erzsorten bezieht. Das bedeutet, daß die Ruhrindustrie ohne ausreichende Erzgrundlage alle Erze auf dem Weltmarkt zusammenkaufen muß, die nur eben erhältlich. Die Gefahr, die hierin liegt, sollte nicht übersehen werden!

In diesem Zusammenhang mag interessieren, daß wir dabei sind, durch Großversuche die wirtschaftliche Methode zur Verhüttung chromhaltiger latheritischer Erze — und zwar aus Conakry, französisch Westguinea — zu erproben.

Hochofen IV wird vergrößert

Wir haben den Hochofen VI 1954 in Betrieb genommen. Er ist mit einem Gestelldurchmesser von acht Metern einer der größten Hochöfen Westeuropas. Er hat sich bei einer Produktion von 30000—33000 Tonnen Thomasroheisen je Monat bestens bewährt. Deshalb wird der Hochofen IV, den wir jetzt bauen, auch acht Meter Gestelldurchmesser erhalten.





Belegschaftsversammlung in Barop

Auch im Baroper Walzwerk finden regelmäßig Belegschaftsversammlungen statt, in denen der Betriebsrat Bericht über seine Tätigkeit gibt und in denen oftmals die Betriebsleiter und der Betriebschef über besondere betriebliche Fragen sprechen.

Unsere Bilder zeigen Ausschnitte aus der letzten Belegschaftsversammlung



UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Walter Maiworm, Elektrotechnische Abteilung: Die Einspannvorrichtung zum Nuten von Ritzeln mit konischer Bohrung ist gebaut worden, so daß bei Störungsfällen eine schnellere Bearbeitung der Ritzel möglich ist und die Störungszeiten hierdurch verkürzt werden.

Dieter Rabsilber, Elektrotechnische Abteilung: Seit längerer Zeit war geplant, die Abfallgrube und damit die lästige Rauchentwicklung zu beseitigen. Bis der Abbruch der Grube erfolgt ist, wird ähnlich seinem Vorschlag eine Löschvorrichtung eingebaut. Auf Grund seines zweiten Vorschlages sind die Bürstenhalter an den Stripper-WD-Motoren geändert worden, so daß die Kohlenhalter jetzt einwandfrei arbeiten.

Franz Scheffler und Hans Bilitewski, Breitbandwalzwerk: Die Fehler und der Kräfteverlauf an der Antriebsrolle für die Fertigstraße sind von ihnen richtig erkannt worden. Der Änderungsvorschlag ist nur zum Teil durchführbar, da die Zwischenhülsen einen gewissen Spielraum haben müssen und nicht durch Keile befestigt werden dürfen. Dagegen wurde das Drehen der Zwischenhülsen gegenüber der Welle durch lose Dübel behoben.

Rudolf Leifels, Maschinenabteilung Hochofen: Die Abstützvorrichtungen für die Auslaßventile der Dynamomaschinen sind hergestellt worden und haben sich bewährt. Die Arbeit wird dadurch beschleunigt, und die Stillstandszeiten der Maschine werden verringert.

Werner Hamann, Walzwerk III: Der Haltebügel an dem Schlepper der Blockschere wird angebracht. Er bringt zwar keine Einsparung, wohl aber eine Arbeitserleichterung und größere Sicherheit.

Günther Gleba, Elektrotechnische Abteilung Halbzeugstraße: Die Beschilderung der Kopierwerke an den Warmbetten der Halbzeugstraße mit Millimeterskalen wird durchgeführt, so daß das genaue Einstellen der Schlepper erleichtert wird.

Werner Hoffmann, Elektrotechn. Abteilung: Durch die vorgeschlagene Abdeckplatte für die Ausbauluke am Blockverladekran I im Drahtwalzwerk ist eine Unfallquelle beseitigt worden.

Jubilare November 1956

40

JOHANN STRELECKI

SM-Stahlwerk

FRIEDRICH KLODT

Eisenbahnabteilung

FRIEDRICH WELLER

Mech. Werkstätten

WILHELM NUNNEMANN

Kaufm. Rechnungswesen

FRANZ KAZMIERZAK

Eisenbahnabteilung

25

JOSEF AHRENS

Energiewirtschaft

ERNST SCHULZ

Versuchsbetriebe

WALTER CLEMENS

Kaltwalzwerk

JOHANN KOLANOWSKI

Hochofen

BRUNO FISCHER

Kaliberwalzwerke

LEO STRUMPF

Kaliberwalzwerke

Verdienstvolle Mitarbeiter

Alfred Schneider, Maschinenabteilung Hochofen: Die Anbringung von Bolzen mit Flanschen an den Zündköpfen der Gasmaschine hat sich bewährt und erleichtert den Aus- und Einbau der schweren Geräte.

Franz Richter, Halbzeugstraße: Der Betrieb hat die Vorrichtung an den Hundebalken der Vertikalgerüste der Halbzeugstraße angebracht und als zweckmäßig erkannt. Die Störungen sind an dieser Stelle jetzt vermindert worden.

Fritz Bondzio, Abnahmezentrale: Die Magnetmeßunterlage bringt eine gewisse Zeitersparnis beim Vermessen der Zerreißproben und gestattet ein genaueres Maßnehmen.

Alois Lange, Waggonwerkstatt: Die Idee, den Schlamm in Kesselwagen zu transportieren, ist nicht schlecht, doch ist die Unterhaltung von Kesselwagen wesentlich teurer als die eines offenen Behälters, zumal der Schlamm von unterschiedlicher Beschaffenheit ist. Die vom Betrieb vor einem Jahr bestellten Wagen werden die bisher beobachteten Nachteile vermeiden und sind, wie von Lange vorgeschlagen, mit einem Schieberverschluß ausgerüstet.

Hans-Peter Langbehn, Halbzeugstraße: Durch die Abdeckung der Gleissperren neben der Rollenlager-Werkstatt sind die Unfallgefahren vermindert worden.

Walter Pawelczik, Mechan. Werkstatt: Die zusätzliche Rolle für den Stahlheber an der Hobelbank hat sich als sehr gut erwiesen, so daß auch beim Stechen von Nuten der Stahl nicht mehr ausbricht.

Friedrich Lüddecke, Elektrotechn. Abt.: Die vorgeschlagene Bühne am Verladekran II Walzwerk 8 wird gebaut, so daß an dieser Stelle das Arbeiten unfallsicher ist.

Folgende Mitarbeiter erhielten für Rettung aus Unfallgefahr Belohnungen vom Werk: Emil Krasny, Maschinenabteilung; Martin Hartmann, Maschinenabteilung; Bruno Gräber, Hochofen; Dieter Klonz, Eisenbahn; Norbert Block, Elektrotechnische Abteilung. Hans Schmidt, Zuchterei VIII, Ernst Sommerstange, Allgemeiner Fahrbetrieb.

Ihr Nebenmann im Büro oder Lager ist Ihnen — wie man so sagt — „nicht grün“. Haben Sie sich schon einmal überlegt, warum das so ist? Haben Sie vielleicht Veranlassung dazu gegeben? Schon irgendeine dumme Bemerkung, ein verächtliches Achselzucken können solche Spannungen hervorgerufen haben. Wie dem auch sei: Sie können sich Ihren Nachbarn nicht aussuchen. Sie müssen sehen, mit ihm auszukommen. Das ist nicht immer einfach, manchmal sogar schwer, aber sehr wichtig für ein gutes „Betriebsklima“. Und das ist wiederum erforderlich für einen geordneten Geschäftsablauf.

Da hat Kollege Müller einen Brief der Firma Grüning & Co. zu einer kurzen Einsichtnahme in seinem Schriftwechsel liegen. Kollege Müller hätte den Brief längst weitergeben sollen, denn Kollege Lehmann bedarf ihn zur endgültigen Erledigung des Geschäftsvorganges. Aber Müller freut sich, daß Lehmann sucht. Denn er ist dem Lehmann nicht grün. Nun, was ist der Erfolg? Lehmann vertrödelt kostbare Zeit und vergißt, den Kunden gleich anzurufen. Am anderen Tag, als Lehmann sein Unterlassen erschrocken feststellt, ist der Auftrag längst vergeben, und sein Anruf geht ins Leere. —

Da macht Herr Werner mit leichter Ironie seinen Kollegen, Herrn Stillemann, dumm. Er führt ihn an, er spielt mit dessen Gutgläubigkeit und bringt damit Herrn Stillemann aus seiner inneren Ruhe und stört sein Selbstvertrauen. Der bisher emsig schaffende Mann wird dadurch zu einem Mitarbeiter, der aus einer bisher nicht gekannten Unsicherheit heraus nunmehr manches zögernd und vergrübelt anfängt und dem einiges mißlingt.

Nun wohl, Herr Lehmann wird sich die Schikane des Herrn Müller merken, und Herr Stillemann baut in seiner Seele einen fürchterlichen Zorn auf Herrn Werner auf. Während sie sich der ausschließlichen Arbeit hingeben müßten, produzieren beide eine Fülle der Gedanken zur Abwehr, zur Gegenwehr, zum gelegentlichen Kinnhaken. —

Haben Sie schon einmal überlegt, was dieses „Spiel“ aus Argwohn und Mißachtung, aus Arger und Fehlhandlungen dem Geschäft kostet? Ein bedeutendes Unternehmen schätzte es — gemessen an den Gehältern — auf 20 bis 40 Prozent.

Solche „Fehlinvestitionen“ müssen unterbunden werden. Und wenn sie gemacht wurden, dann sind sie unverzüglich abzubauen.

Sie sind nicht wie Ihr Nebenmann? Sie fühlen sich ihm überlegen? Das ist gut so. Sonst müßten Sie versuchen, sich schnellstens umzustellen, damit eine große Gefahrenquelle Ihres Betriebes verstopft wird.

Und wenn der Nachbar in seinen Fehlern beharrt, dann dürfen Sie nicht das gleiche tun.

Denn Zuneigung oder Ablehnung sind höchst sensiblen Ursprungs. Das „Hineinleben“ in den Nebenmann ist nicht einfach, es verlangt Verzicht auf

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Die Produktionslage in diesem Vierteljahr

Die Wirtschaftstätigkeit in den Ländern der Montan-Union wird im 4. Quartal 1956 durch Knappheit der Arbeitskräfte, volle Ausnutzung der vorhandenen Produktionskapazitäten in mehreren Wirtschaftszweigen, verlangsamte Zunahme der Arbeitsproduktivität bei rasch steigenden Löhnen und durch Anpassung der Unternehmerngewinne an die sich veränderte Kosten- und Ertragslage gekennzeichnet sein. Die wirtschaftliche Aktivität in der Bundesrepublik wird infolge der restriktiven Kreditpolitik durch einen relativ schwächeren Fortschritt der Aufwärtsbewegung gekennzeichnet sein, während in Italien und Frankreich die Dämpfung der Expansion geringer ist. Zu diesen Ergebnissen kommt die Hohe Behörde in ihrem Vorausschätzungsprogramm für das 4. Quartal 1956.

Bei der Eisen- und Stahlindustrie ist das 4. Quartal jeweils durch eine saisonbedingte Belebung gekennzeichnet, jedoch sieht sich die Industrie in der Gemeinschaft hinsichtlich der Kapazitäten und der Rohstoffversorgung immer größeren Engpässen gegenüber, die sich im 4. Quartal hemmend auf die Produktion auswirken werden. Der schon bedenklich große Bedarf der Gemeinschaft an Einfuhrschrott wird sich noch beträchtlich erhöhen und der Koksbedarf, der im 3. Quartal durch die saisonbedingt niedrige Eisen- und Stahlerzeugung nicht so stark in Erscheinung trat, wird sich stark bemerkbar machen. Die Rohstoffversorgungsschwierigkeiten können sich besonders in ungünstiger gelegenen Revieren dahin auswirken, daß die vorhandenen Kapazitäten nicht voll genutzt werden können. Um den Bedarf der Gemeinschaft und den Ausfuhrbedarf voll decken zu können, müßte jedoch die Produktion sehr viel größer sein, als es die derzeitige Kapazität zuläßt.

Die Rohstahlerzeugung in der Gemeinschaft wird im 4. Quartal bei etwa 14,7 Millionen t liegen, wozu weitere 0,3 Millionen t (in Rohstahläquivalent) eingeführt werden. Der Inlandsverbrauch wird rund 12,1 Millionen t betragen, während die Ausfuhrnachfrage auf Grund der sich ständig erhöhenden Auftragseingänge für Großausfuhren die Exportverfügbarkeit von 2,9 Millionen t wahrscheinlich nicht unbedeutend überschreiten dürfte. Der Mangel an Roheisen wird sich im 4. Quartal besonders stark bemerkbar machen. Da die Produktion von 11,3 Millionen t höchstens durch Einfuhren von 0,2 Millionen t ergänzt werden kann, werden die Stahlwerke voraussichtlich nicht mehr als 10,5 Millionen t und die Gießereien 1 Million t Roheisen erhalten können. Der Koksbedarf der Stahlindustrie von 11,6 Millionen t wird nur voll befriedigt werden können, wenn Mittel zur Deckung des allgemeinen Koksdefizites gefunden werden können. Außerdem ist die Erzielung einer Stahlerzeugung von 14,7 Millionen t davon abhängig, ob der Schrottbedarf von 6,85 Millionen t gedeckt werden kann.

Hohe Behörde vergleicht Arbeitskosten

Die Hohe Behörde der Montan-Union hat vergleichende Unterlagen über Löhne und Arbeitskosten im Steinkohlenbergbau, Eisenerzbergbau und in der Stahlindustrie aller Länder der Gemeinschaft ermittelt. Berücksichtigt wurden nur Direktlöhne und Arbeitskosten, wie Naturalleistungen, Prämien, Gratifikationen, Urlaubsentlohnungen, Sozialzuschläge, Familienbeihilfen sowie sonstige Kosten für Einstellung, Berufsausbildung und ärztliche Betreuung.

Ein Vergleich stellt zum Beispiel direkte Stundenlöhne allen übrigen Arbeitskosten aus dem Jahre 1954 gegenüber. Dabei zeigen sich große Unterschiede zwischen den Ländern. Im italienischen Steinkohlenbergbau muß der Arbeitgeber 143 % des Lohnes für zusätzliche Arbeitskosten leisten, in der belgischen Stahlindustrie dagegen nur 31 %. Die anderen Länder halten sich zwischen diesen Extremen. Ein anderes Beispiel zeigt die gesamten Arbeitskosten in einheitlicher Währung, belgische Francs, in der die Kosten der anderen Länder auf Grund der amtlichen Wechselkurse berechnet wurden, ebenfalls für 1954. Im Steinkohlenbergbau liegt dabei Italien am niedrigsten, Frankreich am höchsten; im Eisenerzbergbau wiederum Italien am niedrigsten, Luxemburg am höchsten und in der Stahlindustrie Holland bzw. Luxemburg. Stellt man die Arbeitskosten je Stunde in der westdeutschen und französischen Stahlindustrie gegenüber, zeigen sich annähernd gleichgroße Summen zwischen den beiden Ländern.

Solche Vergleiche sind natürlich strittig,

weil die Berechnungsgrundlagen innerhalb der Gemeinschaft zu verschieden sind. Man kann jedoch durchaus annähernde Schlüsse über die Kostenbelastungen in den Mitgliedsstaaten der Montan-Union ziehen. Die Hohe Behörde bemüht sich ständig, die statistischen Erhebungen zu vervollkommen.

Die jüngste Bruttostundenlohn-Entwicklung in der Gemeinschaft veranschaulichen folgende Angaben (bei Steinkohlenbergbau 1954 = 100, bei Eisenerzbergbau und Stahlindustrie 1955 = 100):

Land	Steinkohlen- bergbau	Eisenerz- bergbau	Stahlindustrie
	(im 1. Vierteljahr 1956)		
Frankreich	116,6	105,8	108,1
Westdeutschland	114,7	104,4	106,8
Saar	113,9	—	107,5
Holland	111,5	—	102,2
Italien	110,6	100,5	99,5
Belgien	107,8	—	100,1
Luxemburg	—	100,9	103,6

Nicht nur in seinem Betrieb etwas gelten

Der Arbeiter will soziales Prestige, er will das Gefühl haben, ein ebenbürtiger Träger dieses Staates und dieser Wirtschaft zu sein. Die Diktatur hat es leicht. Sie suggeriert ihm das in ein paar Phrasen und sperrt ihn im übrigen, wenn er nicht den Befehlen der staatlichen Funktionäre folgt, in den Kerker. Anders in der Demokratie. Der Arbeiter hat hier zwar die Freiheit, seine Meinung zu sagen, beliebig den Arbeitsplatz zu wechseln oder gar zu streiken; aber er hat mangels großartiger Proklamationen den Eindruck, nicht genügend gefragt zu werden, nur ein kleines, unbedeutendes Rädchen zu sein, und das verdrießt ihn.

In Wirklichkeit ist es aber doch so, daß jeder ordentliche Arbeiter bei uns sogar sehr viel gilt, und die guten Unternehmer lassen ihn das auch ständig merken. Offenbar reicht das aber nicht. Der Arbeiter will nicht nur in seinem Betrieb etwas gelten; er will auch mehr als bisher die Bestätigung erhalten, daß er ein genauso wichtiges Glied der Gesellschaft ist wie der Unternehmer, der Beamte, der Akademiker oder der Bauer. Soll unsere Ordnung eine starke Anziehungskraft ausüben, dann wird sie darüber hinaus aber gegenüber den Phrasen der Diktatur noch andere Gegengewichte schaffen müssen. Abgesehen von den guten menschlichen Kontakten in den einzelnen Betrieben sollten dazu allgemein noch viel mehr als bisher der Eigentumsgehalte gefördert und die Aufstiegschancen verbessert werden. Der Arbeiter wird an der Wirtschaftsordnung hängen, in der er es zu etwas bringen kann. Der soziale Aufstieg hängt aber zu einem großen Teil vom Wissen ab, welches den Eintritt in höhere Einkommensstufen erst ermöglicht. Daher sollte man sich zugleich überlegen, wie das Bildungsniveau des Arbeiters, das fachliche und das allgemeine, gehoben werden kann. Steigen das Wissen und die Kritikfähigkeit der Arbeiter, dann dürfte das aber auch eine wichtige politische Folge haben: er könnte dann vielleicht besser als bisher unterscheiden, wo ihm echtes soziales Prestige und wo nur soziale Phrasen geboten werden.

Die Früchte der sowjetischen Staatserziehung

„Wir sind fünfzig oder hundert Jahre hinter anderen Ländern zurück“, sagte Stalin 1931 in einer Rede über die technischen Fortschritte der Sowjets. „Wir müssen diesen Vorsprung aufholen. Sonst drücken sie uns an die Wand. Deshalb macht die Augen auf. Nichts darf euch entgehen. Ihr müßt lernen und immer wieder lernen.“

Stalins Mahnung war nicht in den Wind gesprochen. Die Folge ist, daß Rußland heute über doppelt so viele Wissenschaftler und Ingenieure verfügt wie die Vereinigten Staaten. Bulganin hat kürzlich rühmend hervorgehoben, daß es in Rußland gegenwärtig fünfeinhalb Millionen Spezialisten gebe und man bis 1960 mit weiteren vier Millionen rechnen könne. Sie werden dann die Zahl der Wissenschaftler und Ingenieure Amerikas bei weitem übertreffen, das schon jetzt einen Mangel an Experten zu verzeichnen hat. Aller anfänglichen Skepsis zum Trotz hat es sich inzwischen herumgesprochen, daß die sowjetischen Wissenschaftler gut sind — sehr gut sogar.

Rußland verdankt seine erstaunlichen technischen Fortschritte einer Umgestaltung des gesamten Schulwesens, die die Gewähr bieten soll,

Eigenwilligkeiten. Versuchen Sie nicht, allein mit Worten den Nebenmann zu gewinnen. Außerdem lassen Worte Zweifel offen. Taten nicht. Sie bewegen den Menschen zur Beachtung — und zur Nachahmung.

Ihr Nebenmann mag beschaffen sein, wie es ihm gegeben wurde. Das müssen Sie achten und ihm stets ein Arbeitskamerad im besten Sinne des Wortes sein. J.M.

Ordnung im Kleinen

Solange man sich — vor allem in noch verhältnismäßig jungen Jahren — immer noch auf den beruflichen Aufstieg vorbereitet, hat man seinen Blick auf das große Ziel gerichtet. Und das ist gut so. Denn nur, wer weiß, was er will, und wer sich dieses Ziel täglich vor Augen hält, kann damit rechnen, ihm allmählich näherzukommen.

Dabei unterläuft aber selbst dem Strebsamsten nicht selten der Fehler, das Zunächstliegende, das Kleine, das Unscheinbare zu übersehen; man eignet sich die Gewohnheiten sehr viel älterer Mitarbeiter im Betriebe an und glaubt, auf gewisse Hilfsmittel verzichten zu können, die man bei Personen in verantwortungsvollen Stellen nicht gleich auf den ersten Blick sieht.

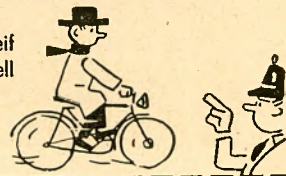
Man hält es dann für „kleinlich“, auf Pünktlichkeit zu achten, man nimmt sich nicht die Zeit, seinen Arbeitsplatz jedesmal nach Schluß der Arbeit sauber aufzuräumen, man nimmt es nicht so genau mit dem Einhalten von Verabredungen, und man glaubt, nicht Zeit zu haben, eine Arbeit noch einmal sorgfältig zu prüfen, ehe man sie aus der Hand gibt.

Nun trifft man aber kaum einen erfolgreichen Menschen, der nicht gerade auch den „kleinen Dingen“ seine Aufmerksamkeit schenkt. Denn das Leben besteht im Grunde ja nur aus Kleinigkeiten, aus Willensentschlüssen, aus Gewohnheiten, die aber nur durch unablässige Kleinarbeit zustande kommen.

Nur, wer in dem kleinen Kreis, der sein Leben umschließt, genau Bescheid weiß, wer sein Handwerkszeug und seine sonstigen Arbeitsunterlagen gewissermaßen „im Dunkeln“ findet, wer Arbeiten nur fehlerfrei aus der Hand gibt, wer in allem, was er verspricht und übernimmt, unbedingt zuverlässig ist, kann Anspruch darauf erheben, gefördert und mit neuen und größeren Aufgaben betraut zu werden. So betrachtet, kann es eigentlich nie betont unangenehm sein, daß ein Vorgesetzter auf Fehler aufmerksam macht, die man, weil man etwas An-

Hör' auf deine Frau — fahr' vorsichtig:

Pedale ohne
Rückstrahlstreif
sind prinzipiell
museumsreif.



(Vorschrift für Fahrradausrüstung: Tretrückstrahler)

lage zur Oberflächlichkeit besitzt, übersehen hat. Vielleicht grollt man ihm und nennt ihn spontan einen „Kleinigkeitskrämer“. Aber wenn man ein paar Jahre älter geworden ist, und wenn einem die Sorgfalt bei der Arbeit zur „zweiten Natur“ geworden ist, merkt man, wieviel Dank man eigentlich dem besagten „Kleinigkeitskrämer“ schuldet.

Die Ströme, auf deren Wagen gewaltige Lasten zum Meere befördert werden, bestehen ja auch aus zunächst unscheinbaren Tropfen, und die gewaltigen Bauwerke, die auf uns herunterblicken, sind Stein für Stein aufeinandergeschichtet worden. Und es gibt keine welterschütternde Tat in der Geschichte, auf die sich der Mann, der sie vollbrachte, nicht mit zäher Energie vorbereitet hätte.

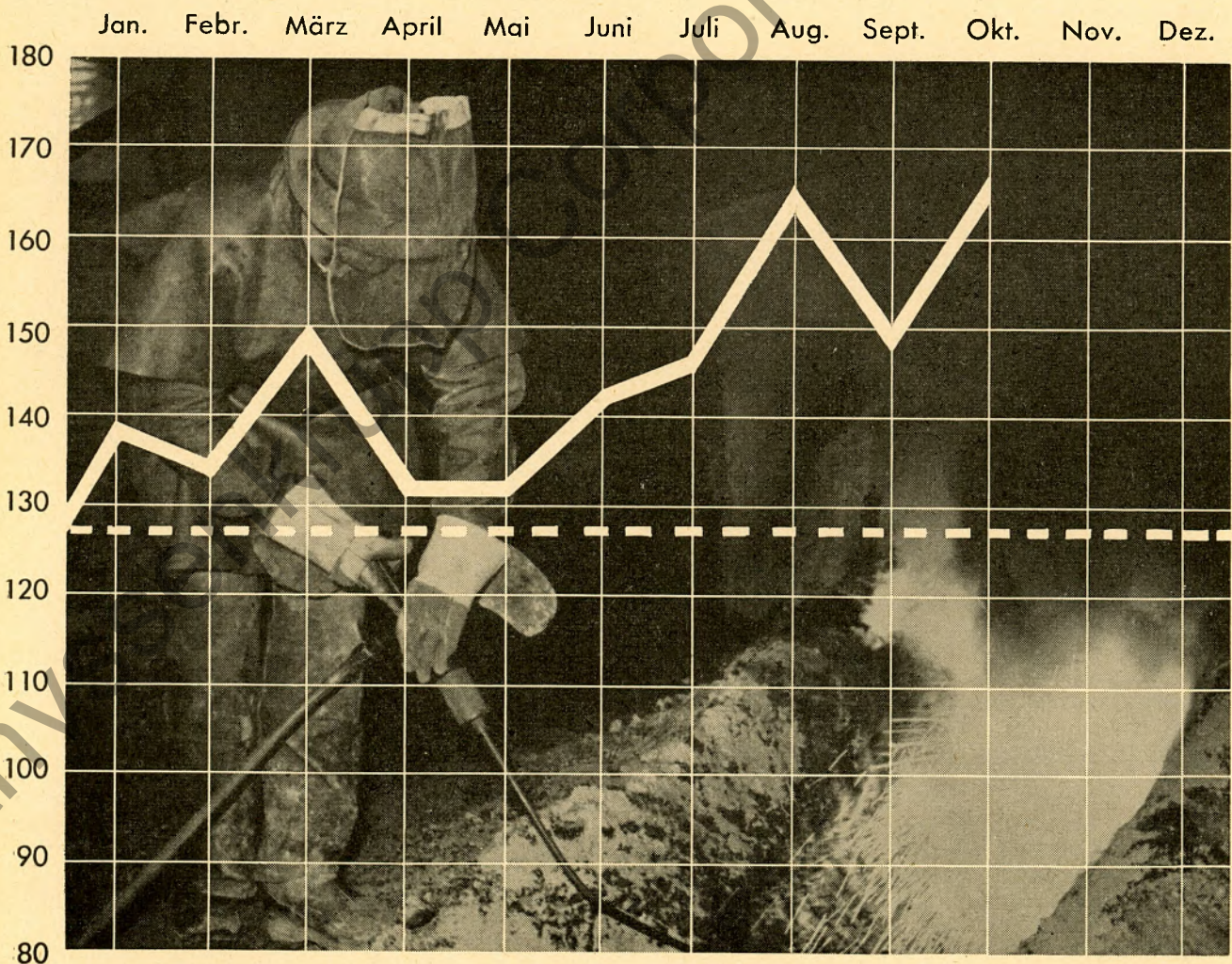
Das Kleine ist die Lebenszelle des Großen, und die Ordnung ist das Grundgesetz der Natur. Kein Mensch kann darüber hinweg, ohne sich selbst zu schaden. Und in der Tat, wie einer das Kleine und Unscheinbare in den Ablauf des Tages einordnet, offenbart er, ob er zu Größerem berufen ist oder nicht.

G. Bewersdorff

daß kein einziges wissenschaftliches Talent unentdeckt bleibt. Mittelmäßige Schüler werden ausrangiert. Begabte Kinder werden von einem Lehrkörper unterrichtet, der nach den jeweiligen Erfordernissen der Sowjetwirtschaft zusammengesetzt ist. Nur die Begabtesten haben Zugang zum Studium an Universitäten und technischen Hochschulen. Den begabten Studenten werden nie dagewesene Vorteile eingeräumt. Sie sind vom Wehrdienst befreit. Ihre Ausbildung ist nicht nur kostenlos — sie erhalten obendrein eine großzügig bemessene Vergütung für die Arbeit des Studierens. Aber in den Hörsälen und Laboratorien wird von ihnen auch eine Anspannung ihrer Geisteskräfte bis zu den Grenzen des Fassungsvermögens verlangt. Nach dem Abschluß-examen erwarten die Studenten Stellungen, die etwa fünfmal so hoch dotiert sind wie die durchschnittlichen Einkommen und den Männern, die sie bekleiden, Ansehen, Autorität und viele Sonderrechte verschaffen. Trotz kriegsbedingter Rückschläge haben sich die russischen Methoden als so erfolgreich erwiesen, daß der Westen allen Grund zur Beunruhigung hat.

Die Fächer, zu denen sich die meisten Studenten drängen — Physik, Elektronik, Metallurgie, Luftfahrt —, lassen den militärischen Zweck des Lehrplans klar erkennen. Aber selbst im Falle „friedlicher Koexistenz“ hat Rußland für seinen riesigen Vorrat an wissenschaftlich-technischen Begabungen vielerlei Möglichkeiten — allein bei der Ausbeutung seiner natürlichen Bodenschätze. Außerdem kann es Fachkräfte an unterentwickelte Länder abtreten. Die heranwachsenden Wissenschaftler und Ingenieure bilden Rußlands Elite, auf die die Sowjetunion in ihrem Wettrennen mit dem Westen um die technische und wirtschaftliche Überlegenheit ihre stärksten Hoffnungen setzt.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 t Nachkriegshöchsterzeugung Oktober 1956 = 166 620 t Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536

TECHNIK und PRODUKTION

Höherer Stahlverbrauch der Montanunion

Der Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung hat in den letzten fünf Jahren in der Montanunion um 70% zugenommen, während er in der gleichen Zeit in den USA nur um 9% gesteigert wurde. Trotzdem erreichte der Verbrauch in der Montanunion im Jahre 1955 mit 271 kg je Kopf der Bevölkerung noch nicht einmal die Hälfte des amerikanischen Pro-Kopf-Verbrauchs an Stahl von 620 kg. Der Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung hat sich in der Montanunion von 159 kg im Jahre 1950 auf 227 kg im Jahre 1954 und 271 kg im Jahre 1955 kontinuierlich erhöht, während er in den USA von 571 kg 1950 auf 480 kg 1954 zurückfiel, 1955 aber auf 620 kg stieg.

Innerhalb der Gemeinschaft hat die Bundesrepublik den höchsten Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung. In Deutschland hat sich der Stahlverbrauch 1955 mit 438 kg gegenüber 226 kg im Jahre 1950 nahezu verdoppelt und lag gegenüber 1954, wo 349 kg Stahl je Kopf der Bevölkerung in der Bundesrepublik verbraucht wurden, um nahezu 100 kg höher. An zweiter Stelle in der Gemeinschaft stehen Belgien und Luxemburg mit einem Pro-Kopf-Verbrauch von 308 kg gegenüber 245 kg 1950. Frankreich und die Saar folgen an dritter Stelle mit 247 kg gegenüber 174 kg 1950. In den Niederlanden wurden 1955 219 kg gegenüber 148 kg 1950 verbraucht, während Italien, das seinen Verbrauch ebenfalls von 1950 bis 1955 nahezu verdoppeln konnte, weiterhin den niedrigsten Stahlverbrauch mit 122 kg gegenüber nur 64 kg 1950 aufweist.

Investitionserhebung auf dem Walzstahlsektor

Die Hohe Behörde weist in ihrer neuen Investitionserhebung auf die bedeutenden Veränderungen der Investitionstätigkeit auf dem Walzstahlsektor hin. Nach einer langen Periode, in welcher die Flachstahlerzeugung einen immer stärkeren Anteil an den Investitionen beanspruchte, läßt sich seit 1954 eine relative Verringerung erkennen, und ab 1955 zeichnet sich sogar ein absoluter Rückgang dieser Aufwendungen ab. Demgegenüber ist der Anteil der Profilstraßen am Investitionsaufwand im Laufe der Investitionsplanung für die Jahre 1953 bis 1957 ohne Unterbrechung ständig im Steigen begriffen. In noch stärkerem Maße steigen die Aufwendungen für Block- und Brammenstraßen. Bei den Breitbandstraßen, zumindest den Warmbreitbandstraßen, scheint die große Periode der Neuinvestitionen auszulaufen. Der Knick in dieser Entwicklung ist 1955 eingetreten. Die Voraussagen für 1956 und 1957 lassen einen beträchtlichen Rückgang der absoluten Werte erkennen wie auch eine Verringerung der relativen Bedeutung des Investitionsaufwandes. Für die Kaltwalzwerke für Breitband haben die Investitionsaufwendungen im Laufe der letzten Jahre ungefähr das Doppelte der Aufwendungen für die Warmbreitbandstraßen ausgemacht. Hier erfolgt nach Ansicht der Hohen Behörde erst im Jahre 1957 eine Verringerung der Investitionen.

Auch die Investitionen bei den Tafelblechwalzwerken gehen auffallend zurück. Bei den Profilwalzwerken ist dagegen bis 1956 ein ständiges Anwachsen sowohl des relativen als auch des absoluten Investitionswertes auf den Feinstraßen, wie zum Beispiel zur Erzeugung von Leichtbauprofilen und Moniereisen, hervorzuheben. Ob sich diese Entwicklung fortsetzen wird, ist noch nicht zu übersehen. Die Investitionsaufwendungen für die Drahtwerke gehen seit Jahren ständig zurück. Zum Teil hat hier die Modernisierung der Straßen schon früh eingesetzt. Eine beachtliche Steigerung der Aufwendungen ergibt sich für Walzstraßen zur Erzeugung von Grob- und mittleren Profilen. Diese Entwicklung geht etwa parallel derjenigen der Block- und Brammenstraßen.

Die Produktionskapazitäten für Walzprodukte beliefen sich 1955 auf 38,8 Mill. t bei einer tatsächlichen Produktion von 36,2 Mill. t. Bis 1958 werden die Kapazitäten auf 47,1 Mill. t um 21% steigen. So wird die Kapazitätserhöhung bei Rohstahl derjenigen bei den Walzwerken entsprechen. Die Hohe Behörde betont, daß die Unternehmungen genügend Kapazitäten haben müssen, um ihre Walzprodukte den verschiedenen Aufträgen anzupassen. Von übertriebenen Aufwendungen für Walzkapazitäten im Vergleich zur Rohstahlerzeugung ist in der neuen Investitionserhebung nicht mehr die Rede.



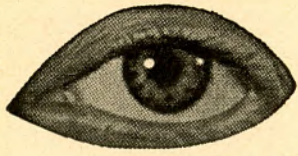
Die Lohnquoten

Der Anteil der Löhne und Gehälter am Umsatz belief sich im deutschen Kohlenbergbau im Jahre 1955 auf 46 v. H. Bei anderen Industriegruppen liegt dieser Anteil wesentlich niedriger. So machen die Löhne und Gehälter bei der eisenschaffenden Industrie nur 13 v. H., bei der NE-Metallindustrie 10 v. H., bei der chemischen Industrie 14 v. H., bei der papierverarbeitenden Industrie 15 v. H., bei der Textil- und Bekleidungsindustrie je 16 v. H., bei der Ernährungsindustrie 7 v. H. und bei der tabakverarbeitenden Industrie 4 v. H. des Umsatzes aus.

Was ist die Öffentliche Hand?

Hand bedeutet in diesem Zusammenhang soviel wie Eigentum. Neben der privaten Hand — also in Privateigentum befindlichem Besitz — gibt es Besitze und Interessen der Öffentlichen Hand. Die Öffentliche Hand ist die Allgemeinheit, das Volk, die Nation, vertreten durch den Bund, die Länder, Gemeinden und Gemeindeverbände, die sich im Interesse der Allgemeinheit wirtschaftlich betätigen.





BLICK IN DIE PRESSE

Die zehn Gebote in kommunistischer Sicht

Die in Sofia erscheinende satirische Zeitung „Strschel“ (= Der Stachel) veröffentlichte vor kurzem folgende Version für den kommunistischen Hausgebrauch:

1. Ich bin dein Chef! Du sollst außer mir keine anderen Chefs haben, denen du bei der Rückkehr von deinen Dienstreisen Wurst und volle Korbflaschen mitbringst!
2. Du sollst nicht zum Idol erheben, was im Himmel, auf Erden, im Wasser und unter Wasser ist, aber Unterseeboote mußt du haben, um erhöht zu werden. (Unterseeboot ist eine Umschreibung des Begriffs „Protektion“; Red.)
3. Du sollst sechs Tage ruhen und über den auf dem Schreibtisch verstreuten Schriftstücken dösen, am siebten Tag (damit ist der Sonntag gemeint; Red.) aber gehe zur Arbeit, damit du vor dem Chef glänzt und am Monatsende Überstundengelder erhältst!
4. Du sollst den Namen deines Chefs nicht eitel nennen, wenn du Kritik übst!
5. Ehre deinen Chef mehr als deinen Vater und deine Mutter. Er hat dich wahrhaftig nicht erschaffen, aber wenn du dich bei ihm einschmeichelst, kann er dir einen guten Posten verschaffen!
6. Vergeude nicht deine Zeit im Büro! Geh' zum Fußballplatz!
7. Treibe nicht mit der dir anvertrauten Kasse Ehebruch! Sei mäßig!
8. Du sollst nicht das Fahrzeug deines Chefs stehlen! Es sei denn, du bringst es ihm nachher und sagst ihm, du hättest es auf dem Korridor gefunden!
9. Lege unverhüllt kein falsches Zeugnis gegen deinen Nächsten ab! Bediene dich dabei ausschließlich anonymer Briefe!
10. Begehere nicht deines Nächsten Stenotypistin!

Lohn und Rente

Die Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände bezweifelt in einer Erklärung, daß durch die Koppelung der Renten an die Löhne eine „besonnenere Lohnpolitik“ gefördert wird. Zu dieser vom wissenschaftlichen Beirat des Bundeswirtschaftsministeriums geäußerten Erwartung erklären die Arbeitgeber, Vollbeschäftigung und Hochkonjunktur hätten bisher dazu beigetragen, den gewerkschaftlichen Forderungswillen nach ihren eigenen

wiederholten Erklärungen anzustacheln und die unternehmerische Widerstandskraft gegen volkswirtschaftlich nicht vertretbare Forderungen zu schwächen. Eine Verkopplung von Lohn und Rente durch einen automatischen Anpassungsmechanismus würde an dieser Situation nichts ändern, sie höchstens verschärfen.

Hierzu schreibt die „Neue Rhein-Zeitung“:

Die stärksten Widerstände gegen diesen ersten Versuch, den Rentnern den im Arbeitsleben erworbenen Lebensstandard zu erhalten, kommen von der Arbeitgeberseite . . . Selbstverständlich wird hier nur aus Sorge vor einer schleichenden Inflation gewarnt — und das aus Kreisen (gemeint ist keineswegs die gesamte Industrie), die, bestärkt durch die Nachgiebigkeit der Bundesregierung, in steigenden Preisen und langsamer Geldentwertung eine wesentliche Voraussetzung für das Prosperieren ihrer Geschäfte sahen. Hohe Kredite lassen sich bekanntlich mit entwertetem Geld billig abstoßen. Wenn schon an das Verantwortungsbewußtsein appelliert werden muß, dann auch einmal an die Unternehmenseite, die, wohl aus alter Gewohnheit, jegliche Lohnforderung mit Unbesonnenheit verwechselt.

Dann soll man es sagen

Dr. Schacht in einer Zuschrift an den „Volkswirt“: Wenn wir mit unseren Devisen Auslandswaffen kaufen, so ist das gleichbedeutend mit Kapital-schenkungen nach Art der USA. Die USA handeln gegen diese Schenkungen ein politisches Gewicht ein. Wenn unser Parlament glaubt, mit dem Ankauf von Waffen ein politisches Gewicht einkaufen zu können, so muß der Wirtschaftler schweigen. Dann muß das Parlament dies aber der Bevölkerung klar zu verstehen geben.

Arbeitnehmer in Aufsichtsräten

Der Jahresbericht des DGB enthält auch Angaben über die Vertretung von Arbeitnehmern in Aufsichtsräten in 1954/55, und zwar der Montanindustrie. Danach waren 574 Vertreter der Arbeitnehmer tätig. 234 davon oder rund 40 % waren in den Betrieben beschäftigt und wurden von den Betriebsräten gewählt, während 237 oder 41 % von den Gewerkschaften entsandt wurden. Dazu kommen 103 weitere Mitglieder. An der Spitze der Aufsichtsratsmitglieder aus dem Kreise der Gewerkschaften und Arbeitnehmer stehen Vorstandsmitglieder von Gewerkschaften, Sachbearbeiter und Angestellte der Gewerkschaften mit 22 %. Es folgen leitende Angestellte, Prokuristen, Direktoren und Geschäftsführer mit 16,3 %, gelernte Bergarbeiter mit 14 %, gelernte Facharbeiter mit 12,5 %, kaufm. Angestellte mit 9 %, technische Angestellte und Steiger mit je 5 %, Minister, Landräte, Bürgermeister und Abgeordnete mit 4,5 %, Beamte mit 4 %, Juristen mit 3,5 %, schließlich Redakteure mit 1 %, Professoren, Schulleiter und angelernte Arbeiter mit 6,0 %. 51 % der Arbeitnehmervertreter sind Mitglieder des Landtags, 4,8 % Mitglieder des Bundestages.

Daß diese Häufung von Aufsichtsratsmandaten nicht gut ist, hat der Hamburger DGB-Kongreß mit der Annahme eines Antrages bestätigt, wonach die Übernahme von mehr als zwei Aufsichtsratsmandaten in der Wirtschaft sowie die Anhäufung von sonstigen Mandaten aller Art nicht für tragbar erklärt wurde.

(Bad. Neueste Nachrichten)

Automobilexport

Von der deutschen Pkw-Produktion im ersten Halbjahr 1956 in Höhe von 431 000 Einheiten, das sind 29,6 % mehr als in der gleichen Vorjahreszeit, wurden 212 425 Wagen, also etwas weniger als die Hälfte, mit einem Wert von rund 867 Millionen DM exportiert. Man kann wohl annehmen, daß die Pkw-Ausfuhr im ganzen Jahr 1956 einen Wert von 1600 bis 1700 Millionen DM (gegen 1431 Millionen DM im Jahre 1955 und 1024 Millionen DM im Jahre 1954) erreichen wird . . . Innerhalb des europäischen Raumes steht Schweden als Abnehmer an der Spitze; an zweiter Stelle rangiert Belgien und an dritter die Schweiz. Von besonderen Entwicklungen ist die starke Zunahme der Lieferungen gerade nach Ländern mit großer eigener Automobilproduktion, wie Frankreich und Großbritannien, hervorzuheben. Nach Österreich haben sich die Lieferungen 1955 gegenüber dem Vorjahr fast verdoppelt.

(Deutsche Zeitung)

Wohnungstausch

Biete: 2½ Zimmer mit Bad und Zubehör, Neubau, etwa 40 qm groß, . Werksnähe, Miete 55 DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Zubehör, möglichst Wambel-Brackel, Miete bis 60 DM. (3)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad in der Franz-Zimmer-Siedlg., Miete 38 DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer in Werksnähe, möglichst I. oder II. Etage, Miete bis 60 DM. (4)

Biete: 2 Zimmer mit Balkon, Abstellraum und sonstigem Zubehör, 41 qm groß, Altbau, Privatwohnung, in Werksnähe, Miete 33 DM.

Suche: 2—2½ Zimmer mit Bad, Werkswohnung, evtl. auch im Vorort, Miete bis 50 DM. (5)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, Neubau, I. Etage, in Hombuch, Miete 43 DM.

Suche: 4 Zimmer, möglichst I. Etage u. Werksnähe, nicht Bedingung. (6)

Biete: 2 Zimmer mit Zubehör, 32 qm, II. Etage, Altbau, in Huckarde, Miete 25 DM.

Suche: 2 bis 3 Zimmer in Werksnähe, Miete bis 60 DM. (7)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad, 50 qm, außerdem Gartenland, Hochparterre, in Huckarde, Miete 39 DM.

Suche: 2½—3 Zimmer mit Bad im Stadtgebiet, Miete bis 50 DM. (8)

Zuschriften sind zu richten an die Pressestelle!

Das interessiert die Frau

Meine Tochter erhält einen Liebesbrief

Zwei Seelen wohnen, ach, in — Muttis Brust. Töchterchen Ingeborg hat einen Brief erhalten, der dem Augenschein nach ein wenig mehr an Inhalt birgt, als die Jungmädchenplappereien, die bisher den Inhalt der an sie gerichteten Briefe darstellten. Er ist von einem jungen Manne, einer Reisebekanntschaft, geschrieben, von dem Ingeborg so en passant gesprochen hat; Hans-Werner heißt er und die Abkürzung auf dem Absender läßt vermuten, daß es sich um besagten Hans-Werner handelt. — Soll ich, soll ich nicht? Mutti überwindet sich, sie öffnet den Brief nicht. Das findet Ingeborg später „prima“, doch Mutti findet es nicht nett von dem Töchterchen, daß es später kein Sterbenswörtchen über den Inhalt des Briefes verliert.

Hätte die Mutter, nehmen wir einmal das Juristische vorweg, den Brief öffnen dürfen? Ja, Ingeborg ist unmündig. Das Briefgeheimnis, als „Verbot des vorsätzlichen, unbefugten Öffnens eines verschlossenen Briefes“ (Paragraph 299 Strafgesetzbuch) schützt Ingeborg nicht, die Mutter ist „befugt“. Doch darum geht es eigentlich nur am Rande. Viel Wesentlicher ist das Verhalten von Mutter und Tochter.

Postsachen gehören dem Empfänger

In meiner Mutter Haus galt es als Selbstverständlichkeit, daß alle Postsachen dem Empfänger — ob wir Kinder acht, 16 oder 21 Jahre alt waren — ungeöffnet gegeben wurden. Es wäre uns auch wie eine Mißachtung unserer kleinen Persönlichkeit vorgekommen, hätte die Mutter in den Schulanzen oder den Handtäschchen gestöbert, undenkbar, daß Mutter Vaters Brieftasche untersucht oder umgekehrt Vater in Mutters Schreibmappe gekramt hätte.

Keine Geheimniskrämerei

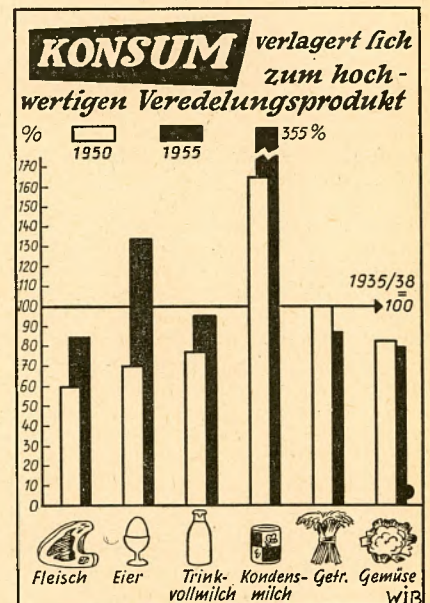
Ingeborg handelt ungezogen, weil sie der Mutter nichts von dem Inhalt des Briefes des Herrn Hans-Werner berichtet, sie vergilt das mütterliche Vertrauen nicht, doch das sollte die Mutter übersehen. Der Brief des jungen Freundes ist schließlich, so wollen wir für Fräulein Ingeborg hoffen, mit viel Herz, viel Liebe und in der Sprache des „Ich an dich“ geschrieben worden. Ganz abgesehen davon, daß anderer Leute Liebesbriefe fast immer kitschig-albern klingen, weil beim unbeteiligten Leser andere Saiten anklingen als beim Empfänger; es hieß von Ingeborg auch verlangen, das Herz ihres kleinen Freundes der Mutter auf dem Servierteller darzubringen, es wäre dem Verlangen gleich, daheim zu erzählen, was der Freund im Dämmerlicht der Parklaternen gesprochen und geflüstert hat. Das aber darf die Mutter nicht erwarten und hat nichts mit Geheimniskrämerei zu tun. Es verrät nur das Verlangen, ein Ich sein zu wollen und dieses Ich respektiert zu wissen. Briefe sind an den gerichtet, dessen Anschrift auf dem Umschlag angegeben ist — so will es nicht nur der Paragraph, so sollte es auch die allgemeingültige Sitte wollen. Wieviel der Empfänger (und für den abgehenden Brief der Schreiber) uns davon erzählen will und mag, sollten wir ihm ganz allein überlassen. Das ist kein Mißtrauen, keine Minderachtung, das ist das berechtigte Verlangen jedes Menschen, einige kleine Bezirke ganz allein bewohnen zu dürfen. Ingeborg hätte klug daran getan, der Mutter zu sagen, ihre kleine Ferienfreundschaft habe geschrieben und lasse schöne Grüße sagen, doch — vielleicht fürchtete sie von der Mutter drängende Fragen zu hören, die sie zwingen würden, Geheimnisse zu offenbaren, die nichts mehr mit Briefgeheimnissen zu tun haben.

Jeder Fünfte läßt anschreiben

Etwa jeder fünfte Haushalt in NRW hat nach Angaben des NRW-Einzelhandelsverbandes Anschreibeschulden. 21 v. H. der befragten Hausfrauen bejahten danach die Frage, ob sie Schulden bei ihrem Lebensmittelkaufmann hätten. 75 v. H. der Hausfrauen antworteten mit nein; 4 v. H. machten keine Angaben. Die größte Verschuldung wurde mit 28 v. H. bei Rentnern und Arbeitslosen festgestellt. Arbeiterhaushalte folgten mit 20 v. H., Angestellte mit 14 v. H. und Beamte mit 5 v. H.



Auch der letzte Sommerschlußverkauf bestätigte die Bevorzugung von Qualitätserzeugnissen gegenüber besonders billig angebotenen Ausverkaufswaren. Die sogenannten Pfennigartikel fanden wenig Interesse.



Von den in unserem Schaubild dargestellten Nahrungsmitteln stieg lediglich der Konsum von Eiern und von Kondensmilch über den Durchschnitt der Vorkriegsjahre 1935/38 (= 100). Gegenüber 1950 hat der Konsum von Getreideerzeugnissen und Gemüse einen Rückgang aufzuweisen, während alle tierischen Produkte — hochwertiges Eiweiß — einen steigenden Konsum zeigen. Diese Tendenz ist richtungsweisend für die Landwirtschaft, die auch hier — durch den „Grünen Plan“ gefördert — Chancen der Ausweitung und Intensivierung ihrer Erzeugung findet. Der Zuckerverbrauch ist über den Vorkriegsstand gestiegen. Der Fischverzehr liegt zwar höher als 1935/38, ist aber gegenüber 1950 etwas gesunken.



Unser Briefkasten

Die verpaßte Urlaubsreise

„Hein! Beeile dich, wir müssen noch unser Geld holen.“ — „Ja, Karl, ich bin gleich soweit.“ Wenig später streben die beiden Kollegen dem anderen Ende der großen Werkshalle zu. Hier nehmen sie befriedigt ihren Lohn in Empfang. Der auszahlende Meister kneift ein Auge zu: „Na, Hein, kommt wieder ein Fünzfziger für deine Urlaubsreise zur Seite?“ — „Aber klar, es ist das letztemal; denn nächste Woche geht es ja los.“

Hein heißt in Wirklichkeit Ernst. Jedoch ist er vor Jahren einmal zur See gefahren. Aus Ulk haben ihm die Arbeitskollegen dann den Spitznamen „Hein“ angehängt. Hein spart schon das ganze Jahr über fleißig für seinen Urlaub. Im Spätherbst will er nach Spanien fahren. Eine entfernte Verwandte hat ihn nach dort eingeladen. Nächste Woche ist es endlich an der Zeit — und Hein kann den Beginn seiner Reise kaum abwarten. Alle Vorbereitungen sind erledigt, den Reisepaß kann er heute abholen, und selbst die Koffer sind schon gepackt. Nun hat Hein Feierabend; noch vier Arbeitstage liegen vor ihm, ehe sein Urlaub beginnt. Am Abend besucht er gemeinsam mit Karl eine Vortragsreihe der Berufsgenossenschaft. Heute wird über „Unfallwesen am Arbeitsplatz“ gesprochen. Unter anderem führt der Redner aus: „An Hand meiner gegebenen Beispiele sollte sich jeder schaffende Mensch der Gefahr bewußt sein, wenn er in seinem Betriebe unter die schwebende Last eines Kranes tritt.“ Am Ende des Vortrages meint Hein: „Das ist ja alles ganz gut und schön; doch wollte man sich genau an diese Vorschriften halten, so würden wir wohl nie mit unserer Arbeit fertig werden.“

Karl ist nachdenklich geworden und hat nur eine Schulterbewegung für die Worte seines Kollegen.

Am anderen Tage stehen wieder beide an ihrem Arbeitsplatz. Dem Hein will die Zeit gar nicht herumgehen. Immerzu blickt er auf die Zeiger der großen Uhr. Und mit den Gedanken scheint Hein schon in Spanien zu sein. Karl reißt ihn aus seiner Träumerei: „Hein! Nun komm doch schon, wir müssen noch den Kasten mit Schrott fort-schaffen.“

Widerwillig kommt Hein der Aufforderung seines Kollegen nach. Der Kran wartet schon darauf, daß die beiden den Schrottkübel anhängen. Dieser ist hoch mit Eisenresten und sonstigen Schrottabfällen gefüllt. „Geh schon mal mit, Hein! Ich komme direkt nach.“ Ohne eine Antwort zu

geben, setzt sich Hein in Bewegung. Er achtet nicht darauf, daß er sich unter der schwebenden Last des Kranes befindet. Der Kranführer, der die Gefahr erkennt, läßt als Warnung das Glockenzeichen ertönen. Aber es ist zu spät. Ein Schrottstück hat sich von der Oberkante des schwebenden Kastens gelöst und trifft Hein an der linken Schulter. Einen Schmerzensschrei ausstoßend, ist er zu Boden ge-gli-tten.

Bald darauf öffnet sich die Tür der Unfallstation. Auf einer Tragbahre wird Hein hereingebracht. Der dienst-tuende Arzt stellt einen Schlüssel-beinbruch fest. Hein muß ins Kranken-haus.

Am Sonntag ist Besuchszeit. Mehrere Arbeitskollegen sind erschienen. Zum Schluß kommt auch noch der Meister des Betriebes. „Na, du alter Seemann! Was macht denn nun deine Urlaubs-reise?“ Hein macht ein verkniffenes Gesicht: „Mit meinem Urlaub ist es vorbei für dieses Jahr.“ Der Meister lacht: „Das glaube ich gerne, Hein! Hoffentlich wird dir dieses eine Lehre für das ganze Leben.“ Ein wenig später verabschiedet sich der Meister: „Hein! Was ich dir noch sagen wollte: Tritt nie unter die schwebende Last eines Kranes; denn dort lauert der Tod auf dich.“

Otto Hoffmann

Frau Kläre B.:

Es gibt da ganz klare Entscheidungen. Darüber hinaus ist nach Auffassung des Bundessozialgerichts (Urteil vom 23. August 1956) „die Bestimmung über die Gewährung von Witwen-rente an geschiedene Ehefrauen so eindeutig, daß für eine Auslegung kein Raum ist.“

Der geschiedenen Witwe eines Ver-sicherten steht der Anspruch auf Ge-

schiedenen-Witwenrente (§ 1256 Abs. 4 RVO) nur dann zu, wenn der ver-storbene Versicherte im Ehescheidungs-prozeß für allein oder überwiegend schuldig erklärt wurde und zur Unter-haltsleistung verurteilt ist oder tat-sächlich Unterhaltsleistungen erbracht hat.

Hierin liegt eine Härte. In dem obigen Verfahren vor dem BSG war die Ehe der Klägerin durch Urteil des Land-gerichts im Jahr 1949 aus Alleinschuld des Ehemannes geschieden worden. Eine zu Lebzeiten des geschiedenen Ehemannes von der Kl. erhobene Unterhaltsklage war durch Urteil des Amtsgerichts vom Dezember 1951 trotz Anerkennung der grundsätzlichen Unterhaltsverpflichtung wegen Mittel-losigkeit des Ehemannes abgewiesen worden. Daraufhin lehnte die BfA die beantragte Witwenrente aus der Ver-sicherung des im Januar 1952 ver-storbenen Ehemannes mit der Be-gründung ab, daß die Witwe durch den Tod ihres Ehemannes nicht besser-gestellt werden dürfe, als sie bei Leb-zeiten gestanden habe. Auch sämtliche Vorinstanzen stellten sich auf einen ablehnenden Standpunkt.

Der Senat entschied, daß eine Witwen-rente an eine geschiedene Ehefrau nur gewährt werden darf, sofern der Ver-sicherte nach den Vorschriften des Ehegesetzes verpflichtet war, zur Zeit des Todes Unterhalt zu leisten. Diese gesetzliche Voraussetzung halte der Senat im vorliegenden Fall für nicht gegeben. In seiner Begründung führt der Senat weiter aus, daß bei einer Scheidung der Ehe aus der Allein-schuld des Mannes der Mann der Frau gegenüber nicht ausnahmslos unter-haltspflichtig sei. Die Unterhaltspflicht sei u. a. an seine Leistungsfähigkeit gebunden. Diese habe gefehlt. Aus diesem Grunde habe sich der Senat den Entscheidungen der Vorinstanzen, die im Ergebnis richtig waren, an-geschlossen und die Revision zurück-gewiesen.

Kohlenbüro-Sprechstunden:

Montag bis Freitag von 9 bis 11 Uhr
und von 13 bis 15 Uhr

Bergmannslos

In dem Schacht der dunklen Erde schaffen Menschen Tag für Tag, sehen nichts von Sonn und Sterne, nur die Lampe flackert zag.

Durch die Stille hallt das Klopfen ihrer Hämmer am Gestein, dumpf fällt da und dort ein Tropfen ins Unendliche hinein.

Tückisch sind Naturgewalten in des Berges tiefem Schacht, hastend flüchten die Gestalten, wenn ein Feuer sich entfacht.

Manchen braven Kameraden hat der Berg erdrückt, erschlagen, wie ein tapferer Soldat wird er dann zu Grab getragen.

Emmi Eichmann



SCHON WIEDER...

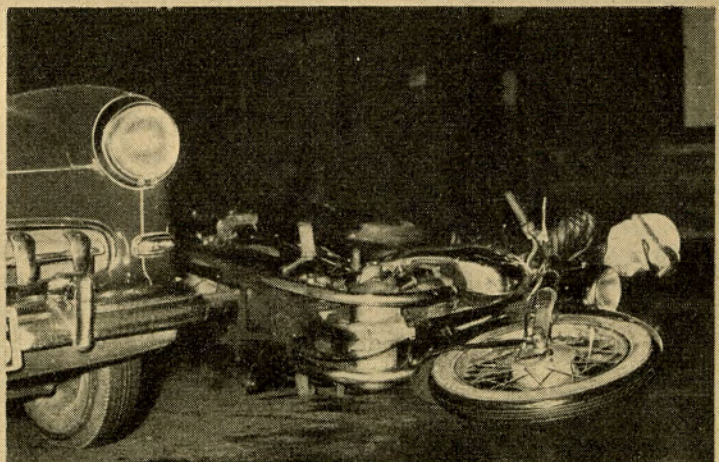
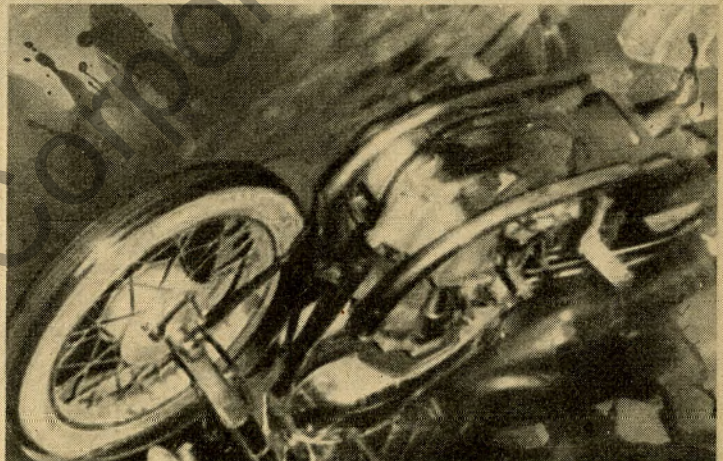
Morgendunst und Blätterfall! Für einen Augen-blick bleibt der Mann mit dem Korb stehen und sieht nachdenklich zu Boden. Schon wieder Herbstesnähe! Und er merkt gar nicht, wie einer der wenigen Spaziergänger im Park zu ihm hinsieht und ihn, den Menschen, als ein Stück der Landschaft erlebt und darin photo-graphiert — so sehr ist er versunken in die feierliche Stimmung des Tages.

AUF DER STRASSE

— auf dem Wege von und zum Werk wurden in den letzten neun Monaten über 200 Mitarbeiter von Wegeunfällen betroffen. Drei Unfälle verliefen tödlich.

Das sind nüchterne Zahlen. Wieviel Not und Schmerzen verbergen sich hinter ihnen! Sie lassen sich vermeiden, wenn jeder den einfachen Satz befolgt:

Augen auf im Straßenverkehr!





Das Abenteuer lockt

Was wird nun von den jüngsten Mitarbeitern der Hütte gelesen, wonach wird gefragt? An der Spitze stehen die Bücher mit besonders packender Handlung, die das Bedürfnis nach Abenteuer und Spannung befriedigen: die technisch-utopischen Romane Dominiks, die amerikanischen Wildwestler (Haycox), die Abenteuerbücher Jack Londons, Kiplings und Gerstäckers haben auch in der Lehrwerkstatt ihren Siegeszug angetreten. Diese oft unheimlichen und geheimnisvollen Geschichten faszinieren ihre Leser auf das stärkste. Die Jungen reiten mit ihren Helden über die Prärien, paddeln mit ihnen in Birkenrinde-Kanus über Flüsse und Seen, befahren mit ihnen die Ozeane.

Neben den Abenteuerbüchern sind die Sportbücher Trumpf, besonders die Bücher über Fußball (Fritz Walter, Maxl Morlock). An dritter Stelle stehen die Reisebücher. Sehr gern wird z. B. die „Große Weltreise“ von A. E. Johann gelesen, aber auch nach den älteren, mehr wissenschaftlich geschriebenen Werken von Nansen, Hedin und Filchner wird oft gefragt. Tiergeschichten werden ebenfalls viel gelesen, weil den Lehrlingen darin eine Welt nahegebracht wird, die die meisten von ihnen aus eigener Anschauung leider kaum noch kennen. Es ist klar, daß Bücher über ihren Beruf bei den Jungen eine große und wichtige Rolle spielen,

aber auch ernste Lektüre

oder auch die Bücher zur geistigen Bildung und Erziehung. So steht den Lesern eine ganze Anzahl anschaulicher Nachschlagewerke zur Verfügung, die in alle Wissensgebiete einführen und Antwort auf viele Fragen geben. In anderen Büchern geht es darum, eine historische oder technische Wirklichkeit in Verbindung mit einer lebendigen Handlung so wiederzugeben, daß der Junge zugleich gepackt und belehrt wird. Eindrucksvoll und spannend werden etwa das Leben bedeutender Persönlichkeiten, geschichtlich wichtige Epochen, völkerkundlich interessante Gebiete oder technische Vorgänge wirklichkeitsgetreu dargestellt und anschaulich gemacht. So bedeuten gerade diese „Sachbücher“ eine Belebung der vorhandenen Literatur.

Aus all diesen vielen und verschiedenen Gebieten kann die Lehrlingsbücherei natürlich nur eine Auswahl bieten. Aber es handelt sich um eine Auswahl der besten Bücher, die vom Buchhandel angeboten werden; Bücher, die wir für wertvoll halten, die unsere Lehrlinge gern lesen und die sie weiterbringen. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, sich vom Bibliothekar aus der Werkbücherei Bücher mitbringen zu lassen. Von dieser Möglichkeit machen die Jungen regen Gebrauch. So kommt also jeder zu dem Seinen — vom Buch über Anlage und Pflege eines Aquariums bis zur Kunstgeschichte.

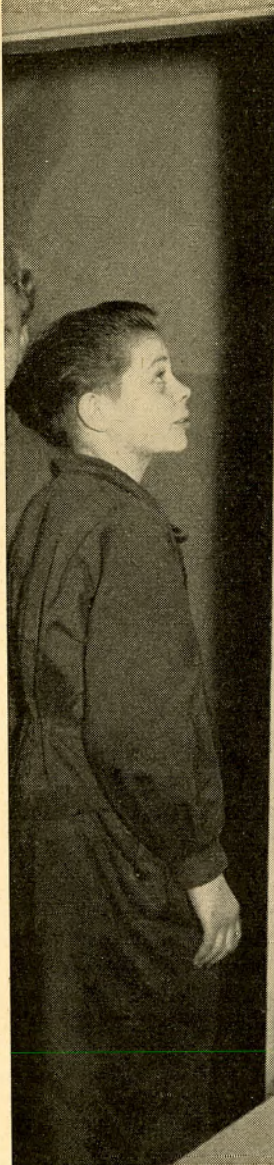
Das lesen unsere Jungen

Feierabend in der Lehrwerkstatt! — Nach der Arbeit ist aus den Lehrlingen eine Schar lesefreudiger Burschen geworden, die trotz der Anforderungen, die der Tag an sie stellte, munter in den offen zugänglichen Regalen ihrer Freihandbücherei herumkramen.

Diese Bücherei, in einem geschmackvoll eingerichteten Raum der Lehrwerkstatt untergebracht, erfreut sich bei den jungen Lesern einer außerordentlichen Beliebtheit und wird stark benutzt. Hier können sie — je nach Temperament, in Ruhe oder in Eile — ihre Bücherwünsche befriedigen. Die Jungen kommen mit Vertrauen zu „ihrem“ Bibliothekar und erwarten, daß sie von ihm das Buch bekommen, das ihnen schmeckt, denn sie wollen nicht wahllos alles Erreichbare lesen. Dieses Vertrauen muß der Bibliothekar zu ge-

winnen und zu erhalten versuchen, diesen persönlichen Kontakt zu seinen jungen Lesern muß er pflegen. Er muß auf jede Frage eine Antwort wissen; und nach was fragt, wofür interessiert sich so ein Lehrling nicht! So wurde einmal nach dem Stammesdurchmesser einer 700jährigen Eiche gefragt, andere wollten etwas über Sojabohnen, Walfang, Elektromotoren, Indianer wissen.

Selbstverständlich muß der Bibliothekar auch über seine Bücher Auskunft geben, denn der Jugendliche gibt sich nicht damit zufrieden, wenn ihm erzählt wird, dieses Buch hier sei schön, oder jene Reisebeschreibung sehr anregend. Er will schon etwas mehr wissen, und das mit Recht. In diesem Falle ist also eine Beratung notwendig, damit der Junge auf die richtige Fährte geführt wird.



acht Bücher je Tag), stieg die Zahl der ausgeliehenen Bücher im Mai auf 551 (29 je Tag) und im Juni auf 612 (32 je Tag). Um diese Lesefreudigkeit zu unterstützen, werden die neuangeschafften Bücher jetzt immer besonders herausgestellt. In Abständen von zwei bis drei Wochen wird den Lehrlingen während ihrer Frühstückspause immer eine kleine Ausstellung neuer Bücher vorgeführt. Jeder Junge sieht dann also, wie seine Bücherei wächst. Er kann sich Bücher für die Ausleihstunden zurücklegen lassen und kann auch von sich aus mit Wünschen und Anregungen über Buchanschaffungen zum Bibliothekar kommen.

Mit jedem guten Buch entwickelt sich die Urteilsfähigkeit und Aufgeschlossenheit der jungen Menschen, weitet sich ihr Blick für die Vielgestaltigkeit des Lebens. Deshalb wird innerhalb der Büchereiarbeit der Hütte auf den weiteren Ausbau der Lehrlingsbücherei besonderes Gewicht gelegt. Im Augenblick steht den Jungen ein recht guter Bestand von 1186 Büchern zur Verfügung, der laufend ausgebaut und ergänzt wird nach der Devise: für unsere Jungen ist das Beste gerade gut genug!

— B. —

Die Lesefreudigkeit wächst

Nachdem wir im Laufe der letzten Jahre in der Lehrlingsbücherei reichlich Erfahrungen gesammelt hatten, begannen wir in diesem Frühjahr damit, unsere Arbeit zu intensivieren. Einen guten Ansatz- und Anknüpfungspunkt bildete dabei die Einstellung vieler neuer Lehrlinge zu Ostern. Jeden Morgen wurden vor Arbeitsbeginn kleine Gruppen von neuen Ausbildern in die Bücherei geführt, wo ihnen der Bibliothekar an Ort und Stelle Einrichtung und Buchbestand erklärte und den Jungen anschließend Gelegenheit gab, sich mit den Büchern vertraut zu machen. Diese Einführungen erwiesen sich als eine erstaunlich wirksame Werbemaßnahme. So meldeten sich z. B. in den Monaten April und Mai 175 Lehrlinge als neue Leser an. Die Buchausleihe stieg damit entsprechend. Während in den Monaten Oktober 1955 bis März 1956 (im Winterhalbjahr wird verhältnismäßig viel gelesen) im Monat durchschnittlich 165 Bücher entliehen wurden (das sind etwa



„Halbstarke entfesseln wüste Schlägerei!“

Solche oder ähnliche Schlagzeilen springen uns in letzter Zeit immer häufiger in die Augen. Sie berichten über den „Terror gewisser jugendlicher Gruppen“ oder gar „Banden“. Mit empörtem Kopfschütteln lesen wir Erwachsenen (demnach also die „Vollstarken“) diese Darstellungen und denken: „Ja, die Jugend von heute! Wenn ich dagegen so an früher denke...“

Stopp — lieber Freund! „Früher?“ Was war denn früher? Solange es Jugend gab und gibt, hat es Streiche gegeben und wird es immer geben, lustige, übermütige und sicherlich auch des öfteren böse. Wer es nicht glaubt, der höre einmal an Stammtisch und Kegelabenden zu, wenn das Thema „Jugendstreiche“ ansteht. Da wird von regelrechten Schlachten zwischen einzelnen Stadtvierteln geredet, in denen Luftgewehre und andere gefährliche Waffen eine entscheidende Rolle spielten. Und der Schreiber dieser Zeilen kann sich noch recht gut daran erinnern, daß zu seiner Zeit die Jugendlichen seines Wohnviertels straff in einer „Bande“ organisiert waren mit einem zwar ungeschriebenen, aber desto bedingungsloseren Ehrenkodex. Es ging damals gewiß nicht zarter zu als heute, eher im Gegenteil. Ein Ventil für überschüssige Kräfte hat eine gesunde Jugend seit je gebraucht. Wie kommt es aber, daß man heute soviel Aufhebens um solche Erscheinungen macht?

Der Grund hierfür dürfte nicht zuletzt in der Zentralisation des Nachrichtenwesens liegen. Wenn früher Jugendliche sich zusammenrotteten und eine Serie mitunter recht übler Streiche starteten, dann war das ein Ereignis, das zwar im lokalen Bezirk eine oft nicht geringe Aufregung verursachte, aber so gut wie nie die örtlichen Grenzen überschritt. Das Eingreifen der örtlichen Sicherheitsorgane genügte vollkommen, um die Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen. Dagegen werden heute Nachrichten in Sekunden schnelle übermittelt, in zentralen Pressebüros zusammengestellt und unter knalligen Schlagzeilen veröffentlicht. Solche Nachrichten verursachen nicht nur in weiten Kreisen der Bevölkerung Aufregung und Schrecken, sie tragen auch zur Vertiefung der an und für sich natürlichen Spannungen zwischen jungen und

alten Menschen bei. Nicht zuletzt werden hierdurch aber „Rezepte“ weitervermittelt,

was man „alles aufstellen“ kann

Und nur von hier aus ist zu verstehen, wieso das Wort „Halbstarker“ im Sprachgebrauch so plötzlich Allgemeingut geworden ist. Abgesehen von der Unsinnigkeit dieses Wortes hat es außerdem inzwischen eine derart verächtlichmachende Bedeutung erhalten, daß man jeden Jugendlichen zwangsläufig damit beleidigt, wenn man ihn als „halbstark“ bezeichnet. Man sollte dieses häßliche Wort im Interesse der Spannungsminderung zwischen den Generationen tunlichst meiden und Sorge dafür tragen, daß es aus Presse und Sprachgebrauch möglichst bald verschwindet.

Ein weiteres wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Früher und dem Heute liegt darin, daß sich Umwelt, Lebensbedingungen und Interessenrichtungen grundlegend gewandelt haben. Da, wo wir früher unsere „Fehden“ austrugen und uns austobten, nämlich auf freien Plätzen, Feldern, alten Zechenanlagen, waren wir unter uns. Dort „störte“ uns kein Erwachsener. Heute aber befinden sich dort Häuser, Geschäftsviertel mit breiten Asphaltstraßen und regem Verkehr. Das Leben der Jugendlichen spielt sich heute viel mehr denn je unter den Augen der Erwachsenen ab. Wie aber die Reaktion eines Erwachsenen auf jugendlichen Übermut wirkt, weiß doch jeder selbst.

Ferner ist auch die heutige schnellebige, hastig vorwärtsdrängende Zeit in die Familien eingedrungen. Der Zwang und leider häufig auch der Hang zum Doppelverdiensten sowie die Konfektionierung der Freizeitgestaltung haben die abgerundete und ruhige Harmonie des echten Familienlebens mit seinen persönlichkeitsbildenden Werten vielfach verdrängt. Das, was die heutige Jugend mehr braucht, ist das Besorgtsein um sie. Beileibe braucht sie kein Mitleid oder den pharisäerhaft drohend erhobenen Zeigefinger.

Sie sind nicht schlechter . . .

Hier wäre jetzt die Stelle, an der üblicherweise einige Vorschläge folgen müßten. Wir wollen uns das sparen. Die Forderungen der Jugendorganisationen und verantwortungsbewußter Erzieher und Politiker dürften hinlänglich bekannt sein. Uns kommt es hier darauf an, einmal eindeutig auszusprechen, daß unsere heutige junge Generation nicht schlechter und nicht besser ist als die vorherigen. Das bedeutet nicht, daß wir einen Entschuldigungsgrund oder gar einen Freibrief für böartige Streiche konstruieren. Wir wehren uns aber entschieden dagegen, daß unsere Jugend auf Grund einiger Vorkommnisse in eine Klasse minderwertiger Menschen eingestuft wird. Bestärkt werden wir in unserer Auffassung, wenn wir vor einigen Tagen in einer größeren Tageszeitung gelesen haben, daß die bei einem „Jugendkrawall“ festgenommenen Jungen nicht etwa verwahrloste, asoziale Elemente waren, sondern aus achtbaren Familien stammende, sich in ordentlichen Lehr- und Berufsverhältnissen befindende junge Menschen. Nachdenklich gestimmt wird man aber, wenn man gleichzeitig im Polizeibericht dazu liest, daß die Vermutung auf eine bewußte Inszenierung der Krawalle nicht von der Hand zu weisen ist. Gewissenlose Provokateure und Hetzer hat es immer gegeben. Sie finden ja nirgendwo ein dankbareres Betätigungsfeld als in der überschäumenden Vitalität der Jugend.

In Bild, Funk und Presse sollte man weniger Aufhebens um etwaige örtliche Vorkommnisse machen, und vor allen Dingen sollte man sich etwas mehr um die eigentlichen „Schrittmacher“ kümmern, dann wird sich recht bald herausstellen, daß ein „ernstes Problem der heutigen Zeit“ gar kein Problem ist.

Halbstarke — unsere Schuld

Halbstarke gibt es überall, in Berlin, Frankfurt, München, Hamburg, aber auch in Moskau, New York, Paris und London. Halbstark sein ist so eine Art Weltanschauung eines bestimmten Alters. Es ist ein Symptom unserer Zeit, aber ein noch viel ernsteres Symptom für das Versagen der für diese Jugend Verantwortlichen.

Selbstverständlich gibt es unter den Halbstarke Unterschiede. Nicht alles, was Niethosen mit bunten Aufschlägen trägt und die Haare zu lackglänzenden Gebilden hinten im Nacken gewellt hat, ist halbstark. Das sind Äußerlichkeiten einer immer leicht überkandidelten Entwicklungsperiode im Leben jedes jungen Menschen, die sich später bei normalgewordenem Verstand abschleifen.

Echtes Halbstarkentum, das ist eine fehlgeleitete innere Einstellung zur Umwelt, das ist das Infragestellen jeder Autorität, das ist das Sich-nirgendwo-einordnen-Wollen, das ist der Trieb zum Verbrecherischen. Zwischen den beiden Polen gibt es soviel Variationsmöglichkeiten, wie es Halbstarke gibt. Im Grunde ist jeder junge Mensch ein Sonderproblem für sich. Erst recht also jeder junge Mensch, der als Halbstarker gilt oder es wirklich ist.

Die Bundeskriminalstatistik, so werden die Neunmal-klugen sagen, beweist die zunehmende Kriminalität der Jugendlichen. Ja, das tut sie. Sie beweist aber auch, daß die Verantwortlichen — gleich, wer es ist — sich die Verantwortung für die Jugend zu leicht gemacht haben. Was wir in den Schlagzeilen der Zeitungen mit leichtem Schauer ob der Sensation von Verbrechen Jugendlicher lesen oder im Rundfunk hören oder im Film und Fernsehen augenfällig miterleben, ist das Ergebnis vieler Sünden, nicht der Jugendlichen allein, sondern vor allem der Erwachsenen, wo sie auch immer Verantwortung für die Jugend zu tragen haben.

Die Zeit

Natürlich ist die Zeit schuld. Vor allem die unmoralische, alle Sittengesetze entwertende Zeit nach dem Kriege mit ihrem Durcheinander. Natürlich ist der Krieg schuld, denn Kriege sind immer schuld an dem, was sie an Leid, Unordnung und Verfall nach sich ziehen. Natürlich sind die Nazis schuld, denn auf ihren Wahnwitz geht alles Unglück zurück, an dem wir heute so schwer zu tragen haben.

Aber wer gestaltet die Zeit? Nicht wir selbst, jeder an seinem Platz? Nicht alle zusammen in einer Vielfalt von Organisationen, angefangen vom Zusammensein zweier Menschen in einer Ehe bis hinauf zum Staat, in dem wir alle zusammenleben müssen? Hat da nicht jeder Verantwortung zu tragen? Und Verantwortung besonders für die Jugend?

Das Gesetz

Das Gesetz ist schuld, denn es ist zu weitmaschig.

Nein, nicht das Gesetz ist schuld. Schuld ist, wer das Gesetz nicht beachtet. Wenn ich betrunken hinterm Steuer einen Verkehrsunfall provoziere, hat mich das Gesetz hart zu treffen. Es trifft auch hart, dort wo es ohne hintergründige Interessen und Rücksichtnahmen angewandt wird.

Die Polizei

Die Polizei ist schuld. Die Polizei ist immer schuld, wenn wo was schief gegangen ist.

Die Polizei ist nicht schuld. Sie weiß scheinbar nur manchmal nicht recht, was sie will oder soll. Mal ist sie zu forsch, dann geht sie mit Gummiknüppeln vor und übersieht bei ihren Aktionen gegen Halbstarke, daß es neben Rowdies auch unbeteiligte Passanten gibt. Mal ist sie zu lasch und wähnt, daß ein kalter Guß aus dem Wasserwerfer die Hitze jugendlicher Temperamente löscher kann. Dabei kocht in manchem jungen Polizeibeamten oft die gleiche Hitze, nur mit dem Unterschied, daß eine Polizeiaktion ihm ein legales Ventil dafür erlaubt, den andern aber nicht.

Die Eltern

Die Eltern haben schuld. Die Eltern haben versagt.

Ja und nein, denn es gibt auch bei ihnen vieles zu bedenken. Wieviele Eltern kümmern sich nicht um ihre Kinder, weil sie nur ihren oft sehr materiellen Interessen nachgehen. In wieviel Familien zum Beispiel fehlt der Vater. Drei Millionen Witwenfamilien gibt es in der Bundesrepublik, wo die Mütter zu allem allein sind und ihren Kindern Vater und Mutter, Ernährer und Erzieher zugleich sein müssen. Irgendwo muß in diesen Familien etwas vernachlässigt werden, meistens ist es die Erziehung. Aber in wieviel Familien, wo beide Elternteile noch da sind, lassen Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit im Denken und Handeln, das größere Interesse für Auto, Radio, Fernsehen und vor allem für das Geschäft, den Mammon, jene gefährliche häusliche Atmosphäre entstehen, die die jungen Menschen hinaustreibt. Und diese Eltern wundern sich dann, wenn ihre Jungen und Mädchen sich ihre Freunde und ihre Unterhaltung dort suchen, wo ihnen keine lenkende Hand den Unterschied zwischen Gut und Böse für ihre jungen Seelen zeigt.

Die Schule

Die Schule hat Schuld. Wie kann es anders sein? Die böse Schule!

Die Schule allein ist nicht schuld. Die beste Schule nutzt wenig, wenn sie nicht ergänzt wird durch die verständnisvolle Haltung und Mitarbeit des Elternhauses. Natürlich werden auch in der Schule manche Fehler gemacht. Aber vergessen wir nicht, daß unser ganzes Schulsystem der Entwicklung der Zeit nachhinkt. Seine Reorganisation ist eine wirtschaftliche Frage und eine Frage der Qualität des Lehrpersonals. Der Staat aber spart gern am Schuletat. Ausbau des Schulwesens gemäß den Anforderungen, die sich aus den Erkenntnissen modernen Erziehungsdenkens ergeben, heißt langfristige Investierung von Geist und Geld. Unsere Zeit aber ist schnelllebig und denkt materialistisch. Woanders sind Erfolge rascher zu erreichen.

Die Behörde

Die Behörde ist schuld. Und zwar immer dann, wenn man nicht mehr weiter weiß und keinen anderen Schuldigen mehr findet.

Sie hat natürlich schuld. Aber nicht mehr als andere. Sie tut eine Menge, manchmal sogar sehr viel für die Jugend. Heime, Sportplätze, Jugendreisen usw. Aber ist das genug? Kommt es nicht mehr darauf an, die jungen Menschen von der Straße weg an diese Einrichtungen heranzuführen, damit sie Interesse und Freude daran gewinnen? Man sage nicht: Ja, aber die Mittel! Es kommt natürlich auch auf die Gelder an, aber viel mehr noch auf die Initiative, die vom

einzelnen und von Amts wegen ohne viel Bürofuchserie entwickelt wird. Der Amtsschimmel reitet oft sehr hartnäckig die Flure der Ämter entlang, ehe er sich auf die Rennbahn in der freien Luft begibt.

Und wir selbst?

Überdenken wir alles in allem! Im Grunde hat jeder von uns schuld, daß es Halbstarke gibt, jeder von uns, der aus dem Halbstarkenalter entwachsen ist. Die Verantwortung für die, die generationsgemäß nach uns kommen, wächst uns von Natur aus zu. Das ist ein Gesetz. Leider kennen wir dies Gesetz kaum oder wir versuchen, seine Gültigkeit von uns weg auf irgendwelche Institutionen abzuschieben. Schuld tragen dann plötzlich: die Zeit, das Gesetz, die Polizei, die Eltern, die Schule, die Behörden. Aber sind wir nicht alle ein Stück von diesen „Schuldigen“? Ein Naturgesetz gilt für jeden. Es kennt keine Ausnahmen. Wir müssen das wissen und danach handeln, denn sonst laden wir Schuld auf uns. Und Schuld gegen junge Menschen rächt sich bitter. Wir sehen es erschreckend an den echten Halbstarcken; sie sind durch uns so geworden, wie wir selbst nicht sein möchten.

Die große Gemeinschaft

Als ich einst zum erstenmal
In die große Halle kam,
Als ich glühen sah den Stahl
Und es mich gefangen nahm,
Ahnte ich den Sinn des Wir,
Denn gleich stand es neben mir.

Denn gleich hört' ich: „Komm, faß an!“
„Nimm die Zange und pack zu!“
„Schnell die Bramme, vorwärts, ran!“
Erst am Abend hast du Ruh,
Kannst mit Freunden heimwärts geh'n,
Ihnen in die Augen sehn.

Und sein Blick ist wie ein Wort,
Das auf Fels gegründet ist;
Denn er steht an jenem Ort,
Wo du mit ihm EINER bist,
Wo du — neben ihn gestellt —
Mit ihm schaffst am Wohl der Welt.

Franz Kurowski



VERSUCHTER SELBSTMORD!

Weit über 1000 Kollegen einer einzigen Schicht benutzen auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz ein Fahrrad, Moped oder Motorrad, d. h., sie sind unmittelbar am Verkehrsgeschehen beteiligt. Bei der heutigen Verkehrsdichte, die zu Zeiten des Berufsverkehrs geradezu verwirrend wird, kommt es mehr denn je darauf an, daß die Fahrzeuge absolut betriebssicher sind.

Im Rahmen der Unfallverhütungswoche führte die Verkehrspolizei in den Radwachen unserer Betriebe eine Fahrrad- und Motorradkontrolle durch, die es lediglich darauf absah, die Fahrzeugbesitzer auf eventuelle Mängel aufmerksam zu machen. Mancher Kollege wird sich sicherlich gewundert haben, wenn er bei Schichtschluß an sein Rad einen Zettel geheftet fand; auf dem alles verzeichnet war, was an seinem Fahrzeug nicht in Ordnung war und nicht den Vorschriften entsprach.

„Mancher?“ Wir wollen ehrlich sein: es waren erschreckend viele. Insgesamt wurde rund ein Drittel der kontrollierten Räder mit solch einem Mahnzettel dekoriert. Weit „an der Spitze“ lag unsere Lehrwerkstatt: Von 113 Fahrrädern waren 56 nicht in Ordnung. 50 v. H. unserer Jungen stürzten sich also ins Verkehrsgewühl mit einer vergrößerten Chance, nicht heil über die Strecke zu kommen.

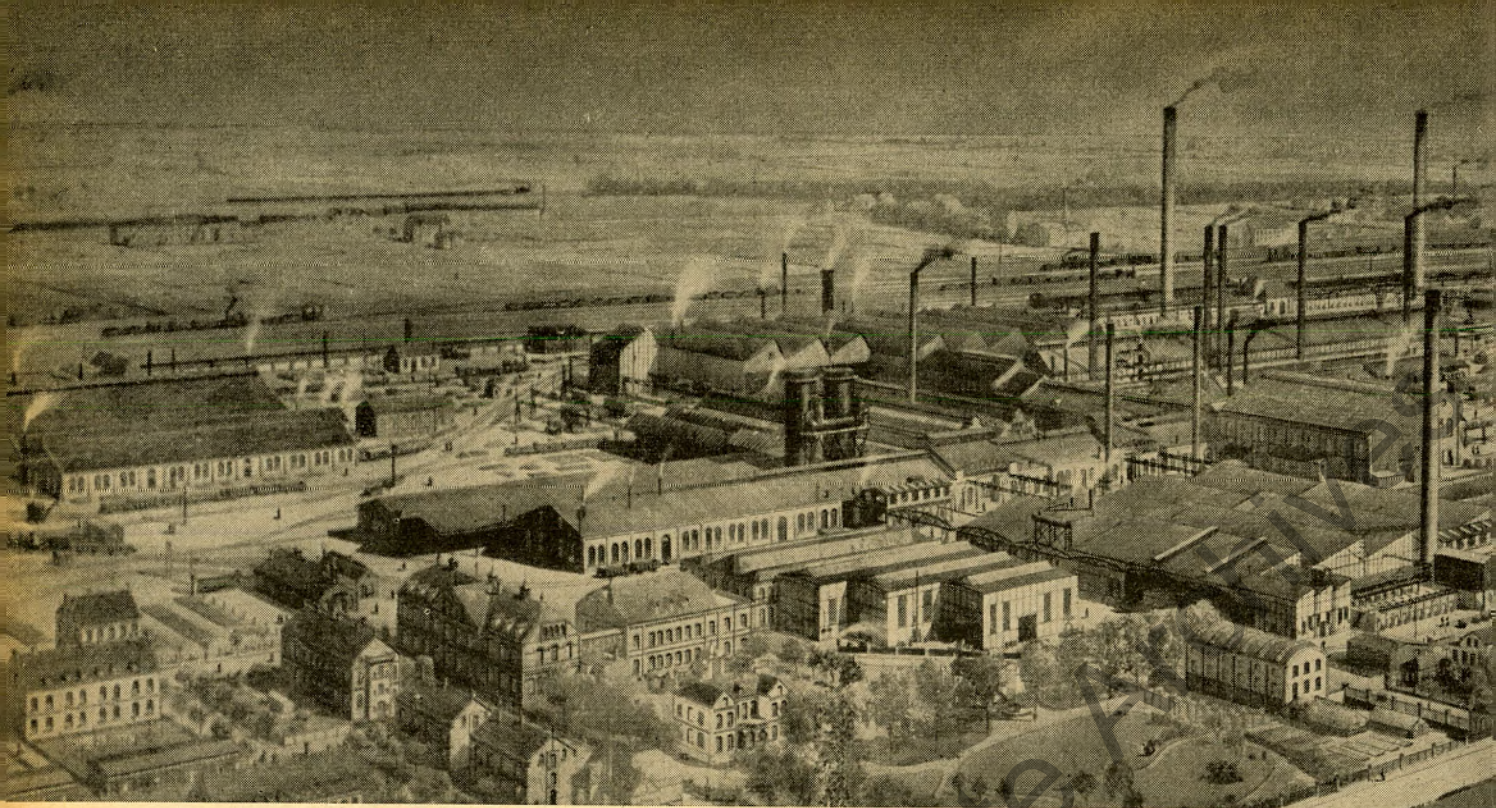
Aber nicht genug damit: Ein paar Tage später wurde die gleiche Kontrolle noch einmal durchgeführt, ob und inwieweit die erste Mahnung gefruchtet hat. Im gesamten war der Prozentsatz von 32 Prozent auf 18 Prozent zurückgegangen. Immerhin schon ein

Anfang. Aber könnte es nicht noch bessergehen? Das heißt, bei den „Alten“ ist es eigentlich recht gut gegangen; denn die 18 Prozent kommen nur dadurch zustande, daß die erste Mahnung bei den Lehrlingen bedauerlicherweise nur einen Rückgang um 11 Prozent brachte. Ist das nun Gleichgültigkeit oder Leichtsinn? Man sollte doch meinen, daß die sprichwörtliche Begeisterung unserer Jugend für Bastelarbeiten am eigenen Fahrrad ein reiches Betätigungsfeld fände. Bei unserer Meinungsumfrage für die Zeitschrift wurden wir des öfteren gebeten, doch eine ständige „Hobbyseite“ einzurichten, auf der Anregungen für eine Feierabendbeschäftigung gegeben würden. Nun gut, hier soll die erste folgen: Wie wäre es, wenn alle Fahrrad-, Moped- und Motorradbesitzer wöchentlich wenigstens eine Stunde ihrer Freizeit daransetzten, ihr Fahrzeug zu überholen? Wir sind sicher, daß das voll ausreicht, um alle Mängel zu beseitigen.

Abgesehen davon, daß das Benutzen eines nicht entsprechenden Fahrzeuges einen Verstoß gegen Vorschriften darstellt und empfindlich bestraft werden kann, trägt ein solch Nachlässiger seiner Familie gegenüber verantwortungslos im wahren Sinne des Wortes seine Haut zu Markte.

Denken wir stets daran:

**Unfälle zerstören Leben und Gesundheit!
Ein gesunder Geist und ein gesunder
Körper aber sind die Träger unserer
Lebens- und Arbeitsfreude!**



Vor 70 Jahren

Man kennt das Gesicht unserer Hütte (oben) nicht wieder, wenn man es mit dem heutigen Anblick vergleicht (nebenstehend). Nur unsere Arbeitsveteranen, die vielleicht im Schatten unserer Schöte aufwuchsen, werden sich aus ihrer Kindheit daran erinnern, wie es einstmal war.

Damals, im Jahre 1896, waren gerade die beiden ersten Hochöfen angeblasen worden. Bis dahin, 25 Jahre nach der Gründung, war Hoesch ein reines Stahl- und Walzwerk, abhängig vom Bezug des Roheisens und der Brennstoffe von fremden Unternehmungen. Jetzt beginnt der Übergang zum gemischten Großbetrieb mit eigenen Kohlenzechen, Erzgruben und Hochöfen.

Damals zählte Hoesch folgende Betriebe:

ein Bessemerwerk, erbaut 1873, mit 2 Konvertern von je 8 t Ausbringen, Erzeugung nur noch 5400 t, da das Bessemerverfahren gegenüber dem Thomasverfahren endgültig zurückgetreten war;

ein Thomaswerk, erbaut 1884, mit 3 Konvertern von je 14 t Ausbringen, Erzeugung 138 000 t;

ein Walzwerk zur Herstellung von Blöcken, Brammen, Knüppeln und Platten, Schienen, Schwellen und Laschen und schwerem Formeisen, erbaut 1888, Erzeugung rund 126 000 t, von denen 16 000 t als vorgeblocktes Material in ein Walzwerk zur Herstellung von Unterlagsplatten, Weichenplatten, Winkelseisen, Koststab-eisen, Bolzeneisen, Rundeisen, Stabeisen und Grubenschienen gehen, Erzeugung rund 15 000 t;

ein Drahtwalzwerk, erbaut 1883, Erzeugung rund 10 000 t;

ein Blechwalzwerk, erbaut 1886, mit 2 Straßen, auf der ersten Straße werden Feinbleche, auf der zweiten Mittelbleche und leichte Grobbleche hergestellt, Erzeugung rund 22 000 t;

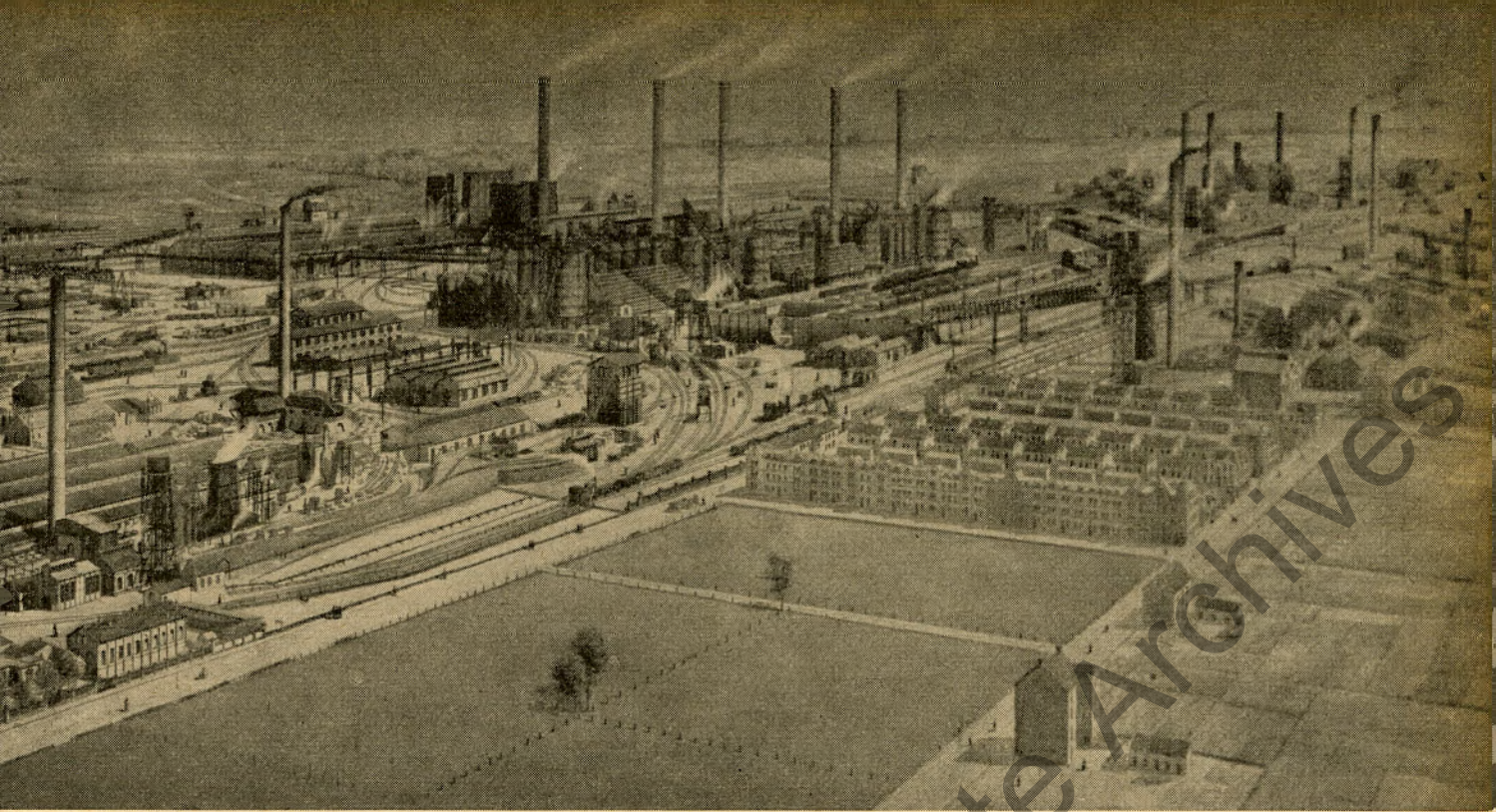
ein Hammerwerk, erbaut 1873, mit 2 Dampfhammern, Erzeugung rund 2 000 t Schmiedestücke;

eine Thomaschlackenmühle, erbaut 1885, Erzeugung 34 000 t Thomasmehl;

eine Fabrik für die Herstellung feuerfester Steine, erbaut 1873.

Die meisten damaligen Betriebe bestehen nicht mehr. Sie wurden ersetzt durch moderne Betriebe, um deren Produktion und Produktivität wir uns täglich ernstlich bemühen.

Vielleicht kann uns jemand unserer alten Freunde und Mitarbeiter einmal schreiben, „wie es damals war . . .“





Arbeitsdirektor Alfred Berndsen: „So viele Einsendungen!“

Unter dieser Überschrift beginnen wir mit dem Bericht über die Auswertungsergebnisse des Meinungs-Totos. Wie schon gesagt: die Beteiligung war mit 2142 Einsendungen sehr gut. Viele Vorschläge und Anregungen haben uns erreicht. Sie zeigen, daß unsere Umfrage ein starkes Echo ausgelöst hat. Und wie stark das Echo war, das zeigen uns am besten die Worte unseres Kollegen August Jost aus dem Drahtwalzwerk, der sich die Mühe machte, seinen Fragebogen im Versmaß auszufüllen und dazu folgende nette Einleitung schrieb:

Gemütlich sitze ich zu Hause
und fühl' mich wohl in meiner Klause,
bei meinem lieben Frauchen Anne
und einer großen Kaffeekanne;
die Werkzeitschrift „Westfalenhütte“
liegt vor uns beiden — in der Mitte
auf unserm Tisch — die Nummer „acht“,
in der die Meinung wird erfragt,
und geht zum fleiß'gen Studium
bei uns zweien so herum.
Plötzlich sagt meine Frau beflissen:
„August — sie woll'n von dir was wissen:
Ob du bist stets so klug gewesen
und alle Nummern hast gelesen?
Schau dir nur mal das Beiblatt an,
was darin steht — mein lieber Mann,
daß alle braven Hüttenleute
sich soll'n beteil'gen am Wettstreite
im Meinungstoto — drum sei schlau —
und beteilige dich“, sagt meine Frau,

Das ist „Ihre“ Meinung

„denn auch du bist dazu eingeladen
und hast dadurch nicht etwa Schaden —
im Gegenteil — die Redaktion,
verheißt den Gewinnern schönen Lohn.“
Obwohl ich lieber Draht ausziehe,
will ich mir machen doch die Mühe
und meine Meinung dazu sagen —
zu den verschiedenen Meinungsfragen.





Und das taten dann gleich ihm 2141 Leser. Von den umfangreichen Auswertearbeiten liegt nun das erste Teilergebnis vor. Wir berichten zunächst über die Frage 9: „Mir gefällt an der Werkzeitschrift“ und über die Frage 10: „Mir mißfällt an der Werkzeitschrift.“ Diese beiden Fragen haben wir angefügt, weil wir wissen, daß eine ausgeprägte eigene Meinung in einem Fragebogen nicht gut untergebracht werden kann, zumal wenn es nur gilt, vordruckte Fragen anzukreuzen.

„Mir gefällt an der Werkzeitschrift“

Diese Frage sollte jedem Gelegenheit geben, ein zusammenfassendes Urteil zu fällen über alle die Dinge der Werkzeitschrift, die ihm gefallen. Von dieser Möglichkeit machten 64 Prozent der Einsender Gebrauch. Es bildeten sich hierbei nun einige Gruppen heraus. Am stärksten war die Gruppe, die einfach kurz und bündig schrieb:

„Alles“

Das waren insgesamt
27 Prozent der Beteiligten
oder, wenn es aufgeteilt wird,
28 Prozent der Männer
und
26 Prozent der Frauen.

Hierzu einige Stimmen:

„Wenn man die Zeitschrift in die Hand bekommt, kann man sie von der ersten bis zur letzten Seite mit Spannung lesen.“

„... beispielgebend für andere Werke.“

„Ich bekomme eine ganze Anzahl Werkzeitschriften zu Gesicht, und wenn ich Ihnen sage, daß ich die ‚Westfalenhütte‘ am liebsten lese, so ist damit eigentlich alles gesagt, kurz: ‚Machen Sie so weiter!‘“

Am zweitstärksten ist die Gruppe, die in diese Rubrik schrieb

„Vielseitigkeit und Aktualität“

nämlich insgesamt 18 Prozent der Beteiligten
oder 19 Prozent der Männer,
17 Prozent der Frauen.

Auch hierzu eine Leserstimme:

„... die gelungene Mischung von Nachrichten, Werksberichten, Artikeln über Wirtschaft, Politik, Kultur und

Wissen sowie Berichte über persönliche Angelegenheiten.“
An dritter Stelle wird gelobt die

„Aufmachung“

und zwar insgesamt von 11 Prozent der Beteiligten
oder von 13 Prozent der Männer,
7 Prozent der Frauen.
und an vierter Stelle die

„Bilder und Illustrationen“

von insgesamt 9 Prozent der Beteiligten
oder von 8 Prozent der Männer,
12 Prozent der Frauen.

Als letzte der größeren Gruppen sei hier noch diejenige genannt, die die Werkzeitschrift bezeichnete als

„gute Informationsquelle“

Insgesamt waren das 8 Prozent der Beteiligten
oder 7 Prozent der Männer,
9 Prozent der Frauen.

Hierzu schrieben uns einige Lehrer, daß die „Westfalenhütte“ ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für ihren Unterricht wäre.



Die restlichen Meinungen zu dieser Rubrik stellen mehr oder weniger ein Spiegelbild ganz persönlicher Interessenrichtungen dar und sind entsprechend weniger stark vertreten, doch seien hier noch einige recht aufschlußreiche und interessante Meinungen aufgezählt:

Es gefielen

die Objektivität und Offenheit	7 Prozent
die Reiseberichte	5 Prozent
die verständliche Schreibweise	4 Prozent
die Gesamtaufgabe, die sich die	
„Westfalenhütte“ gestellt hat	4 Prozent
der „Hüttenkieker“	3 Prozent

der Beteiligten.

All diese Meinungen unserer Leser aber geben uns die Gewißheit, daß wir im großen und ganzen mit unserer Werkzeitschrift „richtig liegen“. Gleichzeitig sind sie uns auch Ansporn, in diesem Sinne weiterzumachen, bis schließlich alle unsere Leser der Meinung sind, die unser Kollege August Jost vertritt:

„Was mir an der Werkzeitschrift stets wohlgefällt, ist, daß sie uns Hüttenleuten nichts vorenthält, so daß sie ein weites Blickfeld bekommen, allen Hüttenleuten zum Nutzen und Frommen.“

„Mir mißfällt an der Werkzeitschrift“

Diese Frage sollte unseren Lesern Gelegenheit zur summarischen Kritik geben. Von dieser Gelegenheit machten nur 12 Prozent der Beteiligten Gebrauch, doch muß hierbei berücksichtigt werden, daß diejenigen Leser, die in Frage 9 „alles“ schrieben, für die Frage 10 keine Verwendung mehr hatten.

Von den Kritikern aber rügten 33 Prozent das unpünktliche Erscheinen. Wir können an dieser Stelle lediglich die Versicherung geben, daß wir stets bemüht sind, die Zeitung so pünktlich wie möglich erscheinen zu lassen. Leider aber spielen oft auch Umstände eine Rolle, die unserem Wirkungsbereich entzogen sind. Wir denken hier vor allem an die Postboten, die nach unseren Feststellungen — vor allem in den Bezirken, in denen unsere Leser massiert sind — oftmals überlange die Zeitschrift „liegenlassen“. Es ist hier für Abhilfe gesorgt.

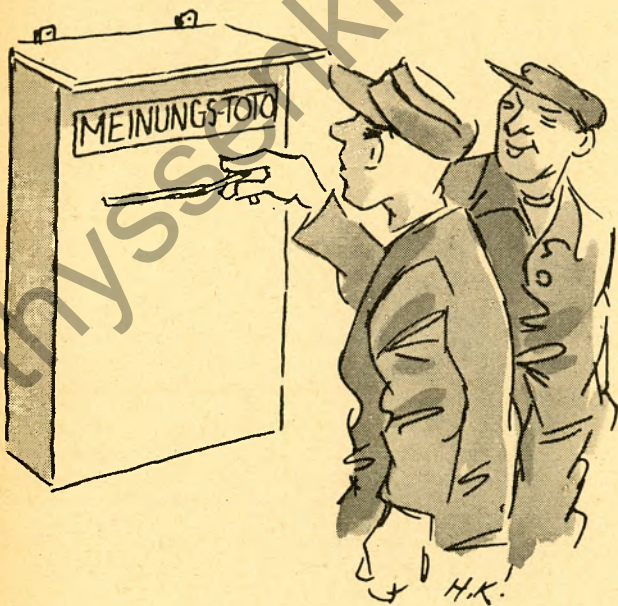
Ansonsten sind die meisten Kritiken so durch persönliche Interessen bestimmt, daß sich eindeutige Schwerpunkte nicht herausgebildet haben. Lediglich fällt eine gewisse Zusammenballung in der Ablehnung der politischen Themen auf.

Sie werden abgelehnt

von insgesamt	15 Prozent der Beteiligten
oder von	14 Prozent der Männer
und	17 Prozent der Frauen.

Das sieht im ersten Moment „erschreckend“ aus und könnte leicht zu der Annahme verführen, daß ein beachtliches politisches Desinteresse vorhanden sei. Es lohnt sich also, diese Zahlen näher zu durchleuchten.

Zunächst einmal sei darauf hingewiesen, daß nur 12 Prozent von über 2000 Einsendern überhaupt Kritik geübt



haben. Von diesen 12 Prozent wiederum lehnen nur 15 Prozent politische Berichte ab, also etwa lediglich ein Siebtel. Am Gesamten gemessen ist das jedoch ein verschwindend geringer Teil, nämlich nur 1,7 Prozent der Einsendungen; das bedeutet aber, daß der weitaus größte Teil unserer Leser es als selbstverständlich und richtig betrachtet, daß politische Fragen in unserer Zeitschrift angesprochen werden. Damit aber noch nicht genug: Recht häufig haben diese Kritiker einen Kommentar dazu gegeben, warum sie solche Berichte ablehnen.

Da ist zunächst eine Gruppe, die als Begründung aufführt:

„Für Politik sind die Tageszeitungen da“

Offenbar wird hier eine Werkzeitschrift mehr oder weniger als Unterhaltungsblatt und betriebliches Berichtsheft angesehen. Nun gut, jede Meinung in Ehren. Wir stehen aber auf folgendem Standpunkt: Wir lehnen es bewußt ab, eine „Illustrierte im Gartenlaubenstil“ zu sein. Vielmehr sehen wir die Aufgabe einer Werkzeitschrift darin, daß sie neben der betrieblichen Information aktiv dazu beitragen soll, daß sich jeder seine eigene Meinung bilden kann. Deshalb kann sie auch nicht am politischen Tagesgeschehen vorübergehen. Das bedeutet keineswegs, daß die in der Zeitschrift vertretene Meinung Anspruch auf absolute Richtigkeit und Maßgeblichkeit erhebt. Sie kann also durchaus Ablehnung wie Zustimmung hervorrufen. Hauptsache ist aber, daß irgendeine Anregung zu eigenständigem Nachdenken gegeben wird; denn nur echte eigene Meinungen können Träger des Anspruches auf Mitbestimmung und Mitbestimmen sein. Nicht umsonst haben wir in unserer Zeitschrift die Seite „Das ist meine Meinung“ eingerichtet, und wir bieten sie unseren Lesern nach wie vor zur regen Benutzung an.

Eine zweite Gruppe lehnt politische Berichte ab und meint offensichtlich

„Parteipolitik“

Auch dieser Gruppe halten wir das eben Gesagte über die Aufgabe einer Werkzeitschrift gegenüber und betonen hier nachdrücklich, daß eine politische Propaganda nie beabsichtigt wird, ebenso wie es uns fernliegt, eine bestimmte Meinung als die einzig richtige gelten zu lassen. Und hier noch ein kleiner Blütenstrauch von „Mißfallsäußerungen“:

- 6 Prozent der Kritiker meinen, daß manche Artikel „etwas schmeichelhaft“ sind,
- 5 Prozent halten die Geschäftsberichte für überflüssig,
- 4 Prozent halten viele der Fotos für gestellt,
- 3 Prozent meinen, es könnte noch mehr kritisiert werden,
- 3 Prozent vermissen eine ständige Rätselseite,
- 3 Prozent legen keinen Wert auf Tagungs- und Versammlungsberichte,
- 2 Prozent vermissen eine ständige Seite für die Kinder der Belegschaftsmitglieder.

Alle diese Hinweise wie auch diejenigen, die hier nicht besonders aufgeführt sind, werden wir sorgfältig prüfen und in Zukunft, soweit wie möglich, beachten.

August Jost aber meint:

„Mir hat die Zeitschrift nie mißfallen, drum laß ein Loblied ich erschallen. Aber Kritikaster hat es immer gegeben, nur: manchmal hauen sie daneben; denn einem jeden recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.“

DAS IST MEINE MEINUNG

Ich bin ein Werkstudent

„Werkstudent“ — du lächelst, wenn du diesen „Titel“ liest. Vielleicht denkst du an schwächliche Gestalten, die nur zum Kaffeekochen zu gebrauchen waren und die im Grunde auf die leichteste Art recht viel Geld verdienen wollten. Vielleicht aber hast du auch einige getroffen, die kräftig mit zupacken konnten, die sich vor keiner Arbeit drückten und die dir ein guter Kamerad waren. Auch jetzt arbeiten Werkstudenten wieder in allen Betrieben. Ich gehöre auch zu ihnen. Wir lernen bei euch, wie man eine Walze baut, wie man Draht zieht, was man im Thomaswerk beachten muß und welche Zusammensetzungen das Eisen aufweist. Viel erzählt ihr bei der gemeinsamen Arbeit auch aus eurem Leben, wie ihr eure Freizeit verbringt und welche Sorgen euch bedrücken. Aber was wißt ihr eigentlich schon aus unserem Lebensbereich, dem Studentenleben? Darf ich euch daraus einmal etwas erzählen?

„Es gibt kein schöner Leben . . .“

Bevor man Student wird, das heißt bevor man eine Universität oder Hochschule besuchen darf, haben wir meistens vier Volksschuljahre und neun Jahre höherer Schule hinter uns und haben die Reifeprüfung, das Abitur, bestanden. Nur diese Prüfung berechtigt zum Besuch der Universität. Man entscheidet sich dann nach seinen Neigungen zu einer bestimmten Fachrichtung und trägt sich als Student dieser „Fakultät“ an der Universität ein. Wir nennen das „immatrikulieren“, was soviel bedeutet, wie „sich in den Schutz der Mutter (Universität) begeben“. Stolz darf man dann hinter seinen Namen setzen: stud. iur. (Student des Rechts), stud. theol. (— der Theologie), stud. phil. (— der Philosophie), stud. med. (— der Medizin), stud. rer. nat. (— der Naturwissenschaften). Daneben gibt es noch viele Unterabteilungen.

Gegenüber dem Schulleben ist es am Universitätsbetrieb ganz neu, daß man als Student völlige Freiheit hat. Das äußert sich schon darin, daß man sich seinen Stundenplan selbst zusammenstellen kann. Die Herren Professoren haben am Schwarzen Brett angekündigt, über welches Thema sie im nächsten Semester zu sprechen gedenken. Nach eigenem Gutdünken also sucht man sich ein interessantes Thema aus und geht morgens von 8—9 Uhr zu Professor Maier und von 11—12 Uhr zu Professor Müller. Man hört sie zweimal an und entscheidet dann selbst, ob man ihnen noch weiter „die Ehre des Zuhörens“ geben will. Zweckdienlich wird man sich vornehmen, nicht mehr als 25 Stunden in der Woche anzuhören. Je nachdem, ob man ein Langschläfer ist, läßt man den Tag erst um 10 Uhr beginnen. Wenn man darüber hinaus einmal keine Lust hat, bleibt man eben daheim. Fein, wie! Soll die Vorlesung des Professors um 8 Uhr beginnen, so geht man gegen 8.10 Uhr gemütlich dem Hörsaal entgegen, denn der Herr beginnt erst ein Viertel nach 8 Uhr. Dieses Viertel ist das bewußte „akademische Viertel“. Den Professor empfängt man, indem man — je nach Zuneigung — laut auf den Tisch pocht. Das tut man übrigens auch, wenn der Herr, was auch schon einmal vorgekommen sein soll, einmal einen Witz gemacht hat. Sagt er aber, daß er eine ausgefallene Stunde am Montag früh um 7 Uhr nachholen will, dann scharrt man aus Mißfallen mit den Füßen am Boden oder zischt verächtlich (ausgenommen die drei Damen, die in der ersten Reihe sitzen und so pflichtbewußt tun).

„Denn, was man schwarz auf weiß besitzt . . .“

Während der Professor auf dem Katheder oben über sein Thema liest, schreibt man das, was einem wichtig erscheint und was der Professor später im Examen fragen wird, in einem Kollegheft mit. Es kommt dabei häufiger vor, daß das, was man aufgeschrieben hat, ganz wesentlich

von dem, was der Professor eigentlich sagen wollte, abweicht. Das spricht dann für die eigene Intelligenz. Die ganz jungen Studenten, die ersten Semester, erkennt man meist daran, daß sie wie besessen mitschreiben. Die alten Hasen aber lesen auch dann und wann einmal Zeitung, schlafen (je nach Aktualität des Themas) oder beschauen sich die Damen, die man zum Wochenende — Samstag ist frei — einladen könnte. Es kam auch schon vor, daß jemand einfach aufstand und hinausging.

Diese große Freizügigkeit erfordert eine ganze Menge von Selbstzucht, denn nicht jedem ist es gegeben, bei der Wahl zwischen Arbeit und Muße sich für die Arbeit zu entscheiden. Auch das eigene Zusammensetzen des Stundenplanes birgt einige Nachteile. Häufig beginnt die erste Stunde am Tage um 8 Uhr, dann hat man vielleicht bis um 10 Uhr Zeit. Von 10 bis 13 Uhr ist man eingespannt, bis um 14 Uhr ist Essenszeit, dann geht es weiter bis um 16 Uhr, ab 18 Uhr sitzt man wieder bis um 20 Uhr im Hörsaal. Es ist also nicht mehr wie in der Schule, daß man um 8 Uhr hingeht und um 13 Uhr entlassen wird, nein, man ist den ganzen Tag über eingespannt und hetzt von einem Hörsaal in den anderen. Die Pausen zwischendurch sind verlorene Zeit.

Neben den Vorlesungen, in denen nur der Professor spricht, gibt es sogenannte Seminare, in denen man im kleinen Kreise mit dem Professor über ein festgesetztes Thema wissenschaftlich arbeitet, selbst Vorträge hält und am Ende des Semesters einen Teilnahmechein mit Prädikat erhält. Klar, daß man für diese Stunden mehr arbeiten und sich vorbereiten muß, als für die Vorlesungen, in denen man nur aufnimmt, um es später zu verarbeiten. Denn so ist es eigentlich gedacht: die Worte des Professors sollen immer nur Anleitung zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten sein.

Pauken, pauken, pauken!

Als drittes kennen wir dann die Übungen und Proseminare, in denen bei Chemikern Analysen bestimmt werden, bei Philologen Grammatik getrieben wird, bei Juristen Rechtsfälle konstruiert werden, bei Medizinern sezziert wird. Auch dafür muß man sich entsprechend vorbereiten, und dann besonders, wenn schon einmal selbständige kleinere Arbeiten vergeben wurden; denn so ein Referat, einen kleinen Vortrag zu halten, ist gar nicht so einfach! Man hat sich natürlich eingehend mit seinem Thema beschäftigt. Am festgesetzten Tage tritt man dann an Stelle des Professors auf das Katheder und liest das Aufgeschriebene ab oder trägt es auch frei vor. Professor und Mitstudenten schreiben eifrig mit, denn anschließend wird heftig über das Thema und die Art des Vortrags diskutiert.

Da nicht nur gleichaltrige, sondern auch weitaus ältere Studenten an diesen Übungen teilnehmen, kann es vorkommen, daß man leicht geknickt und mit zerflossenen Hoffnungen vom Pult hinabrutscht, zumal dann, wenn auch der Professor noch aus allen Rohren geschossen hat. Interessant aber wird es, wenn sich der Professor und ältere Studenten über ein Thema nicht einigen können. Da werden dann alle Register des Wissens und der Überzeugungskraft gezogen, und dennoch wird man sich nicht immer einig. Die jungen Studenten, die zuerst mit geöffnetem Mund zuhören und über so viel Geistesblitze staunen, werden oft durch solche Streitgespräche dazu angeregt, selbständig sich in die Bibliothek zu setzen und aus dicken Büchern das zum Thema Passende herauszuarbeiten. Wer die meisten Bücher um sich herumliegen hat, macht aber nicht immer den gelehrtesten Eindruck. Oft erstreckt sich dieses Wühlen in den Büchern bis in die späte Nacht. Man erkennt den Nachtarbeiter am andern Morgen früh um 8 Uhr an dem bleichen Gesicht und den tiefliegenden Augen.

Jede Menge Bescheinigungen

Aber solche kleinen Arbeiten muß man übernehmen, denn dafür bekommt man Bescheinigungen, von denen man eine ganze Menge zur Examenszulassung vorweisen muß. Für das Examen sind gewisse Mindestgrößen zu wissen vorgeschrieben. Wann und wo man davon gehört hat, ist den Professoren gleich. Deswegen kann man ja auch während des Studiums in den meisten Fällen einige Male die Universität wechseln und zu einem Professor gehen, der vielleicht die gegenteilige Ansicht seines Kollegen vertritt. Dem eigenen Urteil kann ein solcher Wechsel nur förderlich sein.

Bis zum Examen dauert es im allgemeinen mindestens zehn Semester. Meistens macht man nach dem sechsten Semester ein Vorexamen. Die Wochen und Monate vorher sind oft recht unangenehm, weil einem plötzlich einfällt, wie wenig man eigentlich bis dahin gearbeitet hat. Nach dem Abschluß- oder Staatsexamen später kann man dann noch zwei bis drei Semester für den Dokortitel anhängen (manchmal kann man „ihn“ auch schon vorher „bauen“). Es kann also nicht nur der Mediziner Doktor werden. Der Dokortitel wird jedem verliehen, der sich darum bemüht, wenn er eine selbständige wissenschaftliche Leistung aufweisen kann. Doch dazu bedarf es immer großer und langwieriger Vorarbeiten.

Das Schöne an so einem Studententag ist es, daß man eben auch einmal faul sein kann. Aber viel nützt das nicht, man muß dafür an einem andern Tag um so mehr arbeiten. — Natürlich besteht das Studium nicht nur aus dem Pauken und Bücherwälzen. Es gibt auch viele angenehme Seiten. In einer Universitätsstadt ist immer etwas los. Zum Beispiel kann man sich jeden Abend in irgendeinem Saal einen Vortrag anhören. Häufig spricht ein ausländischer Professor zu einem aktuellen Thema. Neben Theater, Konzerten, Kino und Tanzveranstaltungen gibt es dann das Verbindungswesen, das jetzt immer stärker wiederaufblüht. Dort treffen sich Studenten zu gemeinsamem lustigem Treiben und auch zu ernstem Gesprächen. Dort werden die besseren Tage der einstigen „Burschenherrlichkeit“ bei einem Glase Bier besungen und die Tage der Vorfahren bewundert. Doch so wie es einstmals gewesen sein soll, ist es heute längst nicht mehr. Die Studenten stehen der Tradition doch jetzt etwas nüchterner gegenüber. So, wie man es in Filmen sieht, ist es wohl kaum noch, dazu fehlt vor allem das Geld, das heute aus anderen Quellen fließt als früher. Während früher doch meistens der Vater das gesamte Studium seines Sohnes bezahlte, ist das heute nur noch bei etwa 30 Prozent der Studenten so. Die andern müssen ganz oder zum Teil für die Finanzierung des Studiums selbst sorgen. Dazu auch einige Angaben über die Kosten:

Die Moneten

Das Jahr umfaßt zwei Semester, wovon einmal drei Monate Unterricht und drei Monate Ferien, dann vier Monate Unterricht und zwei Monate Ferien sind. Die Kosten entstehen hauptsächlich in den Unterrichtsmonaten, wenn man in der Universitätsstadt wohnt. Die reinen Studiengebühren betragen durchschnittlich zwischen 200 und 250 DM. Ein Zimmer kostet monatlich ungefähr 60 DM, Heizung wird extra berechnet. Für Bücher muß man mindestens 100 DM je Semester ansetzen. Und was der Lebensunterhalt kostet, wenn man in einer Gaststätte zu essen gezwungen ist, weißt du am besten selbst. Vielleicht darf man je Tag mindestens 2,50 DM veranschlagen. Das zusammengerechnet ergibt die Mindestsumme von 800 DM. Dabei fehlt aber das Geld für das Wäschewaschen, für ein Glas Bier, für eine Zigarette oder für den Kinobesuch. Bei 900 DM in drei Monaten muß man sich noch ziemlich einschränken. Deshalb kochen viele Studenten auf ihrer

„Bude“ selbst! Im Haferflockensuppekochen und Bratkartoffelbraten haben es einige schon zu enormen Leistungen gebracht. Unter den Freunden spricht sich so eine Selbstküche immer schnell herum, und oft geht der eine zur Vorlesung, während der andere kocht. Große Ansprüche wird man jedoch nicht stellen dürfen. Die Mehrzahl der Studenten ist deshalb darauf bedacht, möglichst schnell das Studium abzuschließen. Das könnte man in der vorgeschriebenen Zeit, wenn man in den langen Ferien wirklich das, was man in den Wochen vorher gehört hat, durcharbeiten und durchdenken würde. Aber welcher Student kann das noch? Die Ferien sind nämlich nicht eigentlich zur Erholung da, sondern zum Selbststudium. Und jetzt sprich du selbst: Bist du, wenn du deine acht Stunden an deinem Arbeitsplatz hinter dir hast, fähig, ohne großen Willensaufwand noch etwas anderes außer der Zeitung und einem Kriminalroman zu lesen oder zu arbeiten? Zur Gartenarbeit und zum Spaziergehen langt es schon noch. Kannst du dich aber außerdem noch zu etwas anderm Geistigen entschließen? Siehst du, und das mußt du zum Beispiel als Werkstudent.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt

Wenn wir abgespannt — und das sind wir vielleicht mehr als du, weil uns das körperliche Arbeiten ungewohnt ist — heimkommen, sollten (!) wir uns hinsetzen und aus dicken Büchern pauken. Mir fallen meistens dabei die Augen zu. Wenn man zudem noch fremd ist in Dortmund und ein Zimmer gemietet hat, muß man noch einkaufen gehen, bevor man sich in die kalte Stube setzt. Für den Unterhalt während der „Ferienzeit im Thomaswerk“ geht noch ein gut Teil des Verdienstes ab. So bleibt als Reingewinn für das nächste Semester gar nicht so viel übrig, daß man damit Luftsprünge machen könnte, ganz abgesehen davon, daß man ja in den letzten Semesterferien nicht mehr arbeiten kann und für diese Zeit schon eine Reserve schaffen muß. Aber die Arbeit als solche ist für uns nicht das Schlimmste. Gegenüber denen, die während ihrer Ferien nicht oder nur zum Teil arbeiten brauchen und studieren können, kommen wir gewaltig ins Hintertreffen, weil wir während dieser drei Arbeitsmonate eben sehr viel vergessen, man braucht schon eine Menge Energie, wenn man trotz der anfallenden Müdigkeit an jedem Tag noch drei bis vier Stunden lernen will.

Und so hätte ich an dich, lieber Kollege, eine kleine Bitte: drück' mal ein Auge zu, wenn wir uns manchmal etwas dumm anstellen, wenn wir manchmal einen müden Eindruck machen. Berücksichtige doch, daß wir neben dieser körperlichen noch eine andere geistige Arbeit — sie ist nicht minder anstrengend — zu leisten haben, die unsern späteren Beruf angeht. Wir wollen uns nicht auf „deinen Knochen ausruhen“, sondern sind bemüht, soweit es in unseren Kräften steht, unser Geld auf ehrliche Art zu verdienen. Aber manchmal langt es eben nicht immer, so muskelstrotzend wie du dazustehen. Vielleicht können wir später einmal, wenn wir unser Ziel erreicht haben, in deinem Sinne etwas für dich tun, denn so schnell vergißt man doch nicht den Weg, den man gegangen ist. Vielleicht darf ich an dieser Stelle — wohl im Namen aller Kommilitonen — auch den Damen und Herren der Westfalahütte danken, die uns immer wieder einstellen und es uns ermöglichen, durch diese Arbeit das Geld zu verdienen, das wir zur Erreichung unseres Zieles benötigen. Wir wollen uns bemühen, kräftig mit Hand anzulegen, den Kollegen ein guter Kamerad zu sein und im eigenen Beruf später nicht zu vergessen, wie schwer die Arbeit ist, die unsere jetzigen Kollegen dann noch zu tun gezwungen sind.

Hermann Althaus, stud. phil., Walzwerk I

Hände weg

vom Steuer, wenn du Alkohol getrunken hast, vom Alkohol, wenn du einen Wagen, ein Motor- oder Fahrrad fährst!

Wann sind unsere Theatertage?

Serie 8, Beginn 19 Uhr

5. 12. 1956	Schauspielhaus
4. 1. 1957	Schauspielhaus
28. 1. 1957	Opernhaus
18. 2. 1957	Schauspielhaus
11. 3. 1957	Schauspielhaus
7. 4. 1957	Opernhaus
22. 4. 1957	Schauspielhaus
24. 5. 1957	Opernhaus
6. 6. 1957	Schauspielhaus
26. 6. 1957	Opernhaus

Serie 9, Beginn 19 Uhr

13. 11. 1956	Opernhaus
6. 12. 1956	Schauspielhaus
6. 1. 1957	Opernhaus
4. 2. 1957	Schauspielhaus
25. 2. 1957	Opernhaus
16. 3. 1957	Schauspielhaus
5. 4. 1957	Schauspielhaus
29. 4. 1957	Opernhaus
13. 5. 1957	Schauspielhaus
31. 5. 1957	Opernhaus
21. 6. 1957	Schauspielhaus

Serie 10, Beginn 19 Uhr

23. 11. 1956	Opernhaus
20. 12. 1956	Schauspielhaus
14. 1. 1957	Schauspielhaus
30. 1. 1957	Opernhaus
22. 2. 1957	Schauspielhaus
18. 3. 1957	Schauspielhaus
20. 4. 1957	Opernhaus
23. 5. 1957	Schauspielhaus
8. 6. 1957	Opernhaus
29. 6. 1957	Schauspielhaus

Serie 11, Beginn 19 Uhr

18. 11. 1956	Opernhaus
21. 12. 1956	Schauspielhaus
21. 1. 1957	Schauspielhaus
8. 2. 1957	Opernhaus
5. 3. 1957	Schauspielhaus
28. 3. 1957	Opernhaus
11. 4. 1957	Schauspielhaus
28. 4. 1957	Opernhaus
28. 5. 1957	Schauspielhaus
14. 6. 1957	Opernhaus
28. 6. 1957	Schauspielhaus

Serie 15

Anfangszeit wird jeweils bekanntgegeben

13. 11. 1956	Schauspielhaus
11. 12. 1956	Schauspielhaus
18. 1. 1957	Opernhaus
5. 2. 1957	Schauspielhaus
25. 2. 1957	Schauspielhaus
22. 3. 1957	Opernhaus
8. 4. 1957	Schauspielhaus
3. 5. 1957	Schauspielhaus
20. 5. 1957	Opernhaus
14. 6. 1957	Schauspielhaus
1. 7. 1957	Opernhaus

Was die Volksbühne bringt

Die fast 3000 Mitarbeiter unserer Hütte, die Mitglieder der Volksbühne sind, sehen in dieser Spielzeit wieder eine bunte Fülle guter Stücke. Es werden geboten:



OPER

Willibald von Gluck	„Die Pilger von Mekka“
Jacques Offenbach	„Hoffmanns Erzählungen“
Albert Lortzing	„Undine“
Giuseppe Verdi	„Rigoletto“
Gioachimo Rossini	„Der Barbier von Sevilla“
Franz Salmhofer	„Iwan Tarassenko“

Ein Einakter-Abend mit Werken von
Nikolaus von Recnizek, Kurt Weill, Ernst Krenek

Julius Weißmann	„Gespenstersonate“
Ture Rangström	„Die Kronbraut“ (Deutsche Erstaufführung)
Henry Tomasi	„Atlantide“ (Deutsche Erstaufführung)

OPERETTE

Carl Millöcker	„Der Bettelstudent“
----------------	---------------------

und — neben einer modernen Operette — auch „Ball im Savoy“

SCHAUSPIEL

Friedrich Schiller	„Wallenstein“
	oder
Friedrich Hebbel	„Herodes und Mariamne“
Johann Wolfgang von Goethe	„Die Mitschuldigen“
William Shakespeare	„Verlorene Liebesmüh“
Ben Johnson-Stefan Zweig	„Volpone“
Walter Macken	„Heimkehr des Helden“ (Deutsche Erstaufführung)
Max Frisch	„Vera Cruz“
Max Brod	„Lord Byron kommt aus der Mode“
Frank Wedekind	„Der Kammersänger“
Franz Molnar	„Eins, zwei, drei“
Christopher Fry	„Das Dunkel ist Licht genug“
John B. Priestley	„Und das am Montagmorgen“

} an
einem
Abend

Das Rätsel

Füllrätsel

Die Buchstaben a — a — a — b —
c — c — c — c — c — d — e — g —
g — h — h — h — h — i — k — k —
l — n — o — o — r — r — r — r —
r — s — s — s — s — t — t — t —
t — t — t — u — z sind so in die
leeren Felder der Figur einzuordnen,
daß Wörter nachfolgender Bedeutung
entstehen:

1. Einigkeit, 2. Säuberung, 3. Tierkreiszeichen, 4. scheinbar tot, 5. handwerklicher Beruf, 6. männl. Vorname (Doppelname), 7. bekanntes österreichisches Gebirgsmassiv.

1	E	I	N						
2		E	I	N					
3			E	I	N				
4				E	I	N			
5					E	I	N		
6						E	I	N	
7							E	I	N

Spruchrätsel

Das erste tranken die Germanen
sehr gern, doch kennen wir es kaum;
das zweite ist der Himmelsbahnen
noch heute unerforschter Raum..
Das Ganze findest du inmitten
der Erze, die wir hier verhütten.
Wie heißt das Wort, das ungetrennt
ein jeder von uns bestens kennt?

Magisches Quadrat

Die Buchstaben a — a — b — b —
e — e — e — e — i — i — i — i —
l — n — o — o — r — r — r — s —
s — s — s — t — t sind so in die
Figur einzutragen, daß waagrecht
und senkrecht gleichlautende Wörter
folgender Bedeutung entstehen:

1. Grundlage, Grundlinie, 2. Toilette,
3. konserviertes Ei, 4. weibl. Vor-
name, 5. männl. Haustier.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Silbenrätsel

Aus den Silben an — be — bel —
dach — dar — de — de — dek —
del — din — dro — e — e — en —
ex — ga — gel — i — kalt — ker —
kun — la — lack — lei — me — na —
ne — neu — nus — pau — preß —
ren — rik — röh — sa — scha —
schub — se — se — se — se — sen —
si — stadt — tas — ter — ti — trieb —
tro — un — ur — vor — walz —
weiß — werk — werk — zi — zi — sind
Wörter der angegebenen Bedeutung zu
bilden. Die Anfangs- und die Endbuch-
staben, jeweils in der Ziffernfolge ge-
lesen, ergeben eine Auszeichnung für
langjährige Arbeitsjubilare bzw. eine
soziale Einrichtung unseres Werkes.

1. Unternehmen, Werk, 2. Teil des Eßgeschirrs, 3. Name mehrerer deutscher Städte, 4. Kamelart, 5. Dummheit, Torheit, 6. Unterbrechung des Rundfunkprogramms, 7. unerlaubte Hilfeleistung, 8. besonders schneller D-Zug, 9. mit unserem Werk verbundener Betrieb in Hiltrup, 10. handwerklicher Beruf, 11. spanischer weibl. Vorname, 12. bekannte Schweizer Landschaft, 13. Pflegemittel f. Frauenhände, 14. Zeiteinheit, 15. bekannter italienischer Maler, 16. Teil unseres Betriebes, 17. chinesisches Verkehrsmittel, 18. Alpenpflanze, 19. Vater der Segelfliegerei (Rhön), 20. Südrucht.

- | | | | | | |
|-----|---|---|---|---|---|
| 1. | . | . | . | . | . |
| 2. | . | . | . | . | . |
| 3. | . | . | . | . | . |
| 4. | . | . | . | . | . |
| 5. | . | . | . | . | . |
| 6. | . | . | . | . | . |
| 7. | . | . | . | . | . |
| 8. | . | . | . | . | . |
| 9. | . | . | . | . | . |
| 10. | . | . | . | . | . |
| 11. | . | . | . | . | . |
| 12. | . | . | . | . | . |
| 13. | . | . | . | . | . |
| 14. | . | . | . | . | . |
| 15. | . | . | . | . | . |
| 16. | . | . | . | . | . |
| 17. | . | . | . | . | . |
| 18. | . | . | . | . | . |
| 19. | . | . | . | . | . |
| 20. | . | . | . | . | . |

Waagerecht: 1. Bekannte Figur unserer Werkzeitschrift, 5. altes Wort für Raum, Zimmer, 9. Schweizer Kanton, 10. Ausruf des Erstaunens, 11. Angehöriger einer Sportmannschaft, 13. römischer Grenzwall in Germanien, 16. Hunnenkönig, 19. deutscher Strom, 20. Wacholderschnaps, 22. unbestimmtes Zahlwort, weibl. Form, 23. Nebenfluß der Weichsel, 24. Stadt in Baden-Württemberg, 26. Handlung, 27. Zahl, 28. alkoholisches Getränk, 29. Raubfisch, 31. Schandfleck, 33. Himmelsrichtung, 36. weibl. Vorname, 38. afrikanischer Strom, 39. Urbevölkerung von Peru, 40. Flachland, 42. bekannter deutscher Rekordschwimmer, 43. Unruhe, Krach, 46. Name einer spanischen Königin, 47. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 48. Hundename, 49. Schreckensherrschaft.

Senkrecht: 1. tot, ohne Leben, 2. Truthahn, 3. griechischer Liebesgott, 4. englische Anrede, 5. portugiesische Kolonie in Vorderindien, 6. besonders schutzwürdiges menschliches Gut, 7. Ungeziefer, 8. Drama von Shakespeare, 12. Binde- wort, 14. weibl. Vorname, 15. rote Rostschutzfarbe, 17. Süd- frucht, 18. wie 46 waagerecht, 20. Liebhaber, 21. Natur- erscheinung, 24. Bergwiese, 25. wie 38 waagerecht, 29. Gründer unseres Werkes, 30. schwäbisches Gebirge, 32. russische Großstadt, 34. Wintersportgerät, 35. Stadt an der Straße von Gibraltar, 37. Schiffszubehör, 39. deutscher Nebenfluß der Donau, 41. weibl. Vorname, 42. Futter- pflanze, 44. toter Tierkörper, 45. Stimmlage.

1			2	3	4		5	6	7			8
			9				10					
			11				12					
13	14	15					16			17	18	
19					20		21		22			
23				24			25		26			
		27					28					
29	30			31		32				33	34	35
36			37		38				39			
40				41				42				
			43		44		45					
			46				47					
48							49					



TAUBEN

Ja, was so ein richtiger „Taubenkaspar“ ist, der sitzt in seiner Freizeit bei seinen Tauben. Wir, die wir einige Taubensportler auf ihrem Schlag besuchten, hätten nie gedacht, wieviel Wartung, Pflege und Beobachtung die Brieftauben erfordern. Es gehört wahrlich schon eine besondere Liebe dazu, um sich dem Taubensport zu verschreiben.

Die Brieftauben wurden schon in weit zurückliegenden Zeiten als Nachrichtenübermittler eingesetzt. Wir hörten, daß im letzten Krieg die deutsche Wehrmacht in Nordnorwegen Brieftaubenstationen zur Nachrichtenübermittlung besaß. Heute noch sind vor allem im asiatischen Raum Brieftauben für die verschiedensten Zwecke eingesetzt. Die größte Zeitung Tokios, „Ashai Shimbun“, hat über 1000 Tauben ständig in ihrem Dienst. Sehr segensreich ist der Einsatz von Brieftauben bei den in Japan zahlreich vorkommenden Naturkatastrophen.

In unserer westlichen Welt ist das Halten von Tauben ein reiner Liebhabersport geworden. Johann Miczynski, Sinteranlage, sagte uns: „Wer Taubensport betreiben will, muß schon irgendeinem Taubenverein, der wiederum einer Reisevereinigung angehört, angeschlossen sein.“ Die erforderlichen Geräte und Utensilien sind für den einzelnen Taubenkaspar, der ja durchweg zu den „kleinen Leuten“ gehört, zu teuer, und es ist auch nicht erforderlich, daß sie jeder anschafft. In einem Vereinslokal wird alles unter Verschuß gehalten. Besonders die wertvollen Konstatieruhren, deren Anschaffungspreis bei rund 160 DM liegt.

Der Stolz eines jeden Taubensportlers ist seine Taubenzucht. Zwei bis drei Zuchten sind im Jahr möglich. Schon nach einem Vierteljahr werden Übungsflüge mit den

UNSERE STECKENPFERDE

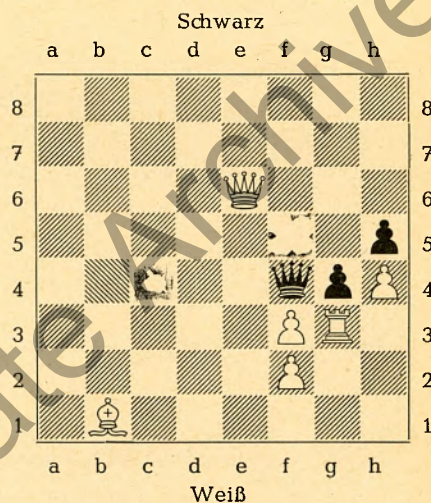
Jungtauben von Werne, Münster oder Osnabrück nach Dortmund durchgeführt. Danach nehmen die Tauben an den ersten Preisflügen teil.

Das Wettfliegen beginnt mit einer Strecke von 200 km und kann im Laufe der Zeit auf 1000 km gesteigert werden. Bei jedem Preisflug erhalten ein Viertel der Tiere Preise. Ein solcher Preisflug ist der große Tag für jeden Taubensportler und eine aufregende Sache. Da stehen dann die Taubenzüchter und machen buchstäblich „lange Hälse“, wenn sie auf die Rückkehr ihrer Tauben Ausschau halten. Trifft dann eine Taube ein, wird sofort der Kontrollring vom Fuß der Taube abgezogen, in die Konstatieruhr gesteckt und die Zeit auf den Kontrollstreifen eingedrückt. Im Vereinslokal wird durch neutrale Helfer die Zeit der Uhr entnommen, und die Preisträger werden ermittelt.

Natürlich gibt es auch im Taubensport einige, die hin und wieder höhere Einsätze bei Preisflügen setzen. Das sind aber Ausnahmen. Wie uns Johann Miczynski mitteilte, decken die gelegentlichen Einnahmen aus Preisflügen nicht einmal die Unkosten. Eins ist uns aber von den Frauen der Taubenzüchter gesagt worden: „Unsere Männer haben wir trotz ihres Steckpferdes sehr viel im Hause.“ So ist der Taubensport ein schöner Liebhabersport und ein echtes Steckpferd. Seit alters wird dieser Sport gepflegt. Bis heute wissen wir Menschen noch nicht, was die Tauben aus Hunderten von Kilometern Entfernung ihren heimatlichen Taubenschlag wiederfinden läßt. Wir meinen, gerade das Unerklärliche sollte unsere Achtung und Pflege finden. Aus Liebe zum Tier so den Taubensport zu betreiben, scheint uns ein gutes Anliegen zu sein.



Schachaufgabe Nr. 5 von Paul Gaw
(Schachklub Hoesch 32)



Weiß: Ke6, Tg3, Lb1, Bf2, f3, h4
(6 Steine)

Schwarz: Kf4, Bg4, h5 (3 Steine)
Matt in drei Zügen!

Schachpartie Nr. 7

Sizilianisch

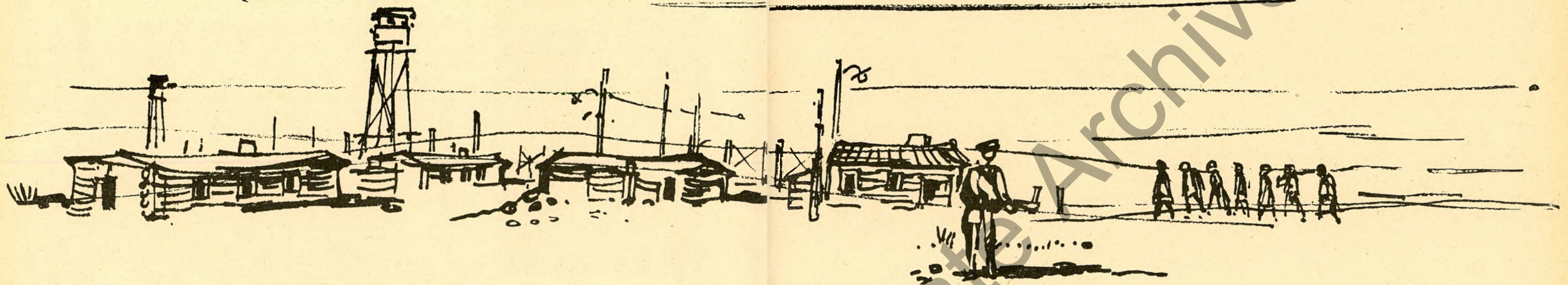
Gespielt im Freundschaftskampf
am 26. 8. 56 in Lüdenscheid

Weiß: Schulz (Hoesch 32)

Schwarz: Hörich (Lüdenscheid)

1. e2-e4 c7-c5 2. Sg1-f3 d7-d6
3. d2-d4 c5:d4 4. S:d4 Sg8-f6 5. Sb1-c3
Sb8-c6 6. Lc1-g5 e7-e5? 7. L:f6 D:f6
8. Sd4-b5! Df6-d8. (Was soll Schwarz
sonst spielen.) 9. Sc3-d5 Dd8-a5+
10. c2-c3 Ta8-b8?? 11. b2-b4!! Schwarz
gab auf, da er die Dame verliert oder
nach Dd8, Sb5-c7+ Kd7 mit Lb5 elegant
mattgesetzt wird. Schulz hat den
Eröffnungsfehler von Schwarz konse-
quent ausgenutzt.





Der Aufstand

Nicht nur durch den Aufstand in Polen und Ungarn ist und bleibt der Aufstand in Workuta aktuell. Damals, vor drei Jahren, einen Monat nach dem Volksaufstand vom 17. Juni 1953 in Mitteldeutschland, traten 35 000 Häftlinge der Strafkolonie Workuta an der Eismeerküste in den Streik. Es war der erste große Aufstand in der Sowjetunion nach dem Tode Stalins. Der Gegenschlag sowjetischen Militärs traf am 1. August 1953 zuerst die streikenden Häftlinge des Schachtes 29 in Workuta. Wir veröffentlichen im folgenden — im genehmigten Nachdruck aus der Zeitung „Die Welt“ — den authentischen Bericht eines deutschen Teilnehmers an dem blutig niedergeschlagenen Aufstand. Der Verfasser, Sigurd Binski, kehrte im Herbst 1955 aus sowjetischer Haft nach Deutschland zurück.

Workuta ist einer von jenen Namen, die kein Sowjetbürger ohne ein leises Gruseln ausspricht. Dabei war er noch vor zwanzig Jahren nichts anderes als die Bezeichnung für ein Nebenflüßchen der Petschora, das nicht einmal in Rußland in jedem Schulatlas zu finden war. Heute aber ist Workuta ein Gebiet mit über einer viertel Million Einwohnern, dessen Zentrum, die eigentliche Stadt, wiederum Workuta heißt. Nach einem im ganzen europäischen Norden Rußlands bekannten Sprichwort ist diese Stadt „auf Knochen gebaut“. Und wenn man mit der Eisenbahn die letzten 1200 Kilometer von der Versorgungsbasis Kotlas nach Workuta fährt, so kann es geschehen, daß einem zugeraunt wird, unter jeder Bahnschwelle liege ein Toter. Für Hunderttausende gab es nur einen Weg nach Workuta, nie aber einen Weg zurück. Und diejenigen, die zurückkehrten, waren zu ewigem Schweigen verpflichtet. Niemand durfte

wissen, warum sie ihres Lebens nicht mehr froh werden konnten — bis dann der Kreml es für richtig hielt, selbst zu sprechen und den Schleier wegzureißen.

Zur Zarenzeit galt das Gebiet an der Eismeerküste, nördlich des Polarkreises, als unbewohnbar. Man hatte sogar einmal versucht, die nomadisierenden Eskimos vom Stamme der Komi zu überreden, mit ihren Rentierherden vor den Schneestürmen der Tundra wenigstens bis in die Taiga auszuweichen. Aber den Eskimos waren wohl die eisigen Nächte des Winters und der kurze Sommer ohne Sonnenuntergang unentbehrlich geworden. So wurden sie für die Sowjets zu einem lebendigen Beweis dafür, daß der Mensch stärker sein kann als die Natur. Und die Sowjets brauchten diesen Beweis, nachdem unter der 80 Meter dicken Schicht ewig gefrorenen Bodens Kohle entdeckt worden war.

Als wenige Jahre vor dem Kriege mit der Arbeit begonnen wurde, gab es keinen Weg und keine Bahn, keine Baracke und keinen Brunnen, keinen Balken und kein Brett, kein Holz und kein Eisen, kein Öl und kein Benzin, keinen Ofen und keinen Topf, keinen Arzt und kein Medikament. Pelze und Werkzeuge waren knapp. Viele Hunderte Kilometer waren es bis zur Waldgrenze und bis zur nächsten Siedlung. In tausend Kilometer langen Fußmärschen wurden die Häftlinge nach Norden getrieben. Die vielen, die zusammenbrachen, konnte man weder mitschleppen noch unbewacht zurücklassen. Die Kugel war ihr Los. Acht Monate im Jahre lag die Tundra unter Eis und Schnee und unter mörderischen Schneestürmen. Es war wenig Aussicht, einen Winter zu überleben. Aber man begann mit der Arbeit.

Armee der Todgeweihten

Die Arbeiter — und viele ihrer Bewacher — waren Todgeweihte. Und weil der Krieg kam, blieb das so

für viele Jahre. Nur Ausgestoßene der Gesellschaft konnte man dazu zwingen: Häftlinge politischer und krimineller Art. Heute bestreitet niemand mehr in der Sowjetunion, daß Millionen Menschen nur zu dem Zweck verhaftet und verurteilt worden sind, die schnell wegsterbende Armee der Todgeweihten von Workuta, Narelsk, Kolima und anderer Strafgebiete immer wieder aufzufüllen. Ungeheueres wurde erreicht. Der Preis: unendliche Qualen und der grausame Tod von Millionen.

Mit einem der regelmäßigen Transporte aus Deutschland traf ich im November 1951 in Workuta ein. Wir waren etwa hundert Männer und Frauen aus Mittel- und Westdeutschland, die teils zu Recht, teils zu Unrecht feindlicher Handlungen gegen den Kommunismus beschuldigt worden waren. Den wirklichen Grund unserer Verhaftung und Verschleppung begriffen wir erst, als wir in den Kohlenflözen tief unter der Tundra das brennendste Problem der sowjetischen Strafkolonien kennengelernt hatten: einen fast unstillbaren Hunger nach Arbeitskräften. Die nun schon etwa dreißig Bergwerke um Workuta wuchsen ständig, und der Verschleiß an Menschen war groß. Man mußte verhaften und verschleppen, wo immer es möglich war, wenn nicht die ganze Wirtschaft stagnieren sollte.

In unserem Lager beim Schacht 29 gab es Häftlinge aus beinahe 30 Nationen: Deutsche und Polen, Tschechen und Ungarn, Rumänen, Jugoslawen, Bulgaren, Albanier und Griechen, Finnen, Esten, Letten und Litauer, Türken, Perser und Aserbeidschaner, Chinesen, Japaner und Koreaner, einige Amerikaner, Engländer und Franzosen, russische Emigranten aus aller Herren Ländern und Angehörige aller Völkerschaften der Sowjetunion, wie Russen, Ost- und Westukrainer, Juden, Tscherkessen, Usbeken, Tataren und viele andere, deren Namen ich früher nie gehört hatte. In allen Lagern arbeiteten etwa 4000 Deutsche unter oder über Tage — wenige Prozent der weit über 100 000 Sklaven von Workuta. Fast

alle wären zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Jeder wußte, daß nur die Stärksten eine Chance hatten, mit viel Glück vielleicht die Hälfte dieser Zeit zu überleben. Zwar ließ man seit 1949 niemanden mehr direkt verhungern, und seit 1952 verdienten wir sogar Geld und konnten einige Nahrungsmittel kaufen. Aber das mörderische Klima, Überanstrengung und Entkräftung, Hypertonie, Tuberkulose und nicht zuletzt die Gefahren des Schachtes forderten unaufhörlich ihre Opfer.



Sollten wir alle hier tatsächlich zugrunde gehen? Waren wir wirklich vergessen? Gab es nicht Hunderte Millionen Menschen draußen in der Welt, die unsere Brüder waren? Sahen die großen Mächte, die so viel von Freiheit, Recht und Menschlichkeit redeten, tatenlos zu, wie ein gewaltiges Heer von gepeinigten Sklaven langsam, ganz langsam in den Tod getrieben wurde? Wir wußten es nicht, denn niemand von uns Ausländern hatte je schreiben, niemand hatte je Post empfangen dürfen. Für unsere Angehörigen waren wir tot, oder wir sollten es wenigstens sein.

Das Maß ist voll

Als die Nachricht von Stalins Tod kam, patrouillierten Offiziere und Sergeanten durch das Lager. Sie fürchteten wohl Demonstrationen, aber sie sahen nicht mehr als unverhohlene Freude in allen Gesichtern. Uns aber schien, daß auch mancher von ihnen uns verschmitzt zulächelte. Das Gefühl, daß nun alles besser werden mußte, machte auch vor den Herzen der „Tschekisten“ nicht halt. Der Boden der Sowjetunion schien zu wanken. Kein Offizier wußte mehr, was er tun sollte, und ob er morgen nicht für eine Handlung bestraft werden würde, die heute noch seine Pflicht war.

Wir fühlten, daß die Wende in unserem Schicksal gekommen war, und die Offiziere der Lagerverwaltung wurden nicht müde, fortan diese Hoffnung zu schüren. Kein Zweifel, daß sie es diesmal ehrlich meinten, denn auch in der „Prawda“ wurde ziemlich deutlich eingestanden, daß viel „Ungesetzliches“ vorgekommen sei. Halbamtmlich wurde uns mitgeteilt:



„Eure Frage wird zu euern Gunsten geregelt!“ Das war freilich ein echt russisches Wort, dehnbar wie Gummi. Aber unsere Spannung stieg bis ins Un-erträgliche. Wir warteten Tag auf Tag, daß etwas geschehe. Aber es geschah nichts im März und nichts im April, nichts im Mai und nichts im Juni. Tag für Tag oder Nacht für Nacht mußten wir hinab in die schwarze Hölle unter der Tundra. Der „Plan“ blieb das beherrschende Gesetz unseres Lebens.

Da kam die Nachricht von dem Volksaufstand in Mitteldeutschland. Sie schlug wie ein Blitz bei uns ein. Hatten die Menschen dort denn etwa mehr erduldet als wir, daß sie sich erhoben gegen ihre Peiniger? Und gaben die Bolschewiki nicht nach, weil sie nichts mehr fürchten als den Aufstand der Massen?

Wenig später kam die Nachricht von der Erschießung Berijas. Alle nur erdenkbaren Sünden und alles Unrecht wurde ihm in die Schuhe geschoben. Mußte nun nicht die „Regelung unserer Frage“ kommen? Sie kam nicht! Und da stand mit einem Male die Parole zwischen uns, und jeder gab sie weiter an den anderen: „Wenn sie es wirklich ernst damit meinen, daß wir alle hier verrecken sollen, dann wollen wir lieber gleich sterben als uns allmählich totschießen. Wir müssen aufhören zu arbeiten!“ Plötzlich war es soweit.

„Der 7. Schacht streikt!“ Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von Baracke zu Baracke, von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz, bis hinunter in den letzten Stollen der untersten Sohle.

„Der 6. Schacht streikt auch!“ — „12, 14, 16 auch!“ — „Das Elektrizitätswerk II hat aufgehört zu arbeiten!“ „Wir müssen auch aufhören!“

Am 26. Juli 1953 ertönte bei uns der Ruf „Zur Arbeit!“ vergeblich. Niemand ging ans Tor. Offiziere und Miliz schwärmten in alle Baracken aus, fragten, baten, drohten, versprachen.

„Geht nach Hause!“ sagten ihnen die Häftlinge. „Wir haben mit euch nichts zu reden.“

Schon zwei Stunden später war der Kommandant der Strafkolonie Workuta, General Derewjanko, im Lager. Er stieg auf ein Bretterpodest und begann, auf die erregte Menge einzureden:

„Ich bin erstaunt, daß gerade die Arbeiter des besten Schachts von Workuta auf die Produktion einer ganzen Schicht verzichteten wollen. Ihr werdet euern Vorsprung verlieren!“

„Herr General!“, rief ein Häftling, „hier geht es nicht um ein paar tausend Tonnen Kohle! Hier geht es um das Schicksal von Millionen verzweifelter Menschen. Wir werden so lange streiken, bis wir über unser Schicksal Klarheit haben.“

„Es handelt sich hier nicht um einen Streik“, erwiderte der General, „sondern um eine kollektive Arbeitsverweigerung.“

„Kakoi rasnitza? — Was ist der Unterschied?“ johlte es aus hundert Kehlen zugleich.

„General, ich beschwöre Sie . . .“

Der General fuhr fort: „Ihr habt Grund zu Beschwerden — gut. Das Recht, euch zu beschweren, habt ihr auch. Aber jeder nur für sich. Das kollektive Auftreten ist streng verboten, wie ihr alle wißt. Ich

müßte eigentlich ganz anders mit euch verfahren, indessen..."

Derewjanko beherrschte mühsam seinen Zorn. „Warum flucht ihr?“ rief er. „Ich fluche doch auch nicht mit euch? Wenn wir miteinander reden wollen, dann aber bitte nicht im Lumpenjargon!“

„Mit dir wollen wir ja gar nicht reden. Wir wissen doch, daß du so ein armer Tropf bist wie unsere Offiziere hier im Lager. Ihr wollt über Arbeit reden, aber das interessiert uns nicht. Das, worüber wir zu reden haben, liegt nicht in eurer Hand. Wir werden nur mit einem Mann von höchstem Rang aus Moskau verhandeln. Das ist unser letztes Wort!“

„Gut“, sagte der General, „ich werde das sofort nach Moskau telegrafieren. Aber ihr könnt mir doch schon eure Beschwerden mitteilen, da ich gerade einmal hier bin...“

„Wo warst du denn, als man uns die Knochen brach?“ rief einer aus der Menge. Plötzlich sprang ein kleiner, wilder Mann vor den General. Er zitterte und war blaß vor Erregung, als er dem General Derewjanko sein Anliegen vortrug.

„Herr General“ rief er, ich flehe Sie an: helfen Sie mir! Ich bin Rumäne und fiel 1942 in russische Gefangenschaft. Ich wurde als der Leutnant Petru zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Herr General, ich beschwöre Sie: ich bin gar nicht Petru! Ich habe einen Leutnant Petru nie gekannt. Ich bin ein un-

gebildeter Mann und konnte niemals Leutnant werden. Ich war Kraftfahrer. Herr General, Sie haben doch gute Beziehungen zu meinem Heimatland! Ich habe eine Mutter und Geschwister zu Hause, und es wird auch Leute geben, die den Leutnant Petru kennen. Es muß doch eine Kleinigkeit sein, festzustellen, daß ich nicht Petru bin. Elf Jahre, Herr General, elf volle Jahre sitze ich jetzt hier im Lager und weiß nicht, wofür. Und ich bin nicht der einzige...“

Tausend Stimmen des Protestes bestürmten den General. „Ruhe! Ruhe!“ rief er. „Petru, schreiben Sie doch einmal ein Gesuch!“

„Ich habe schon sieben Gesuche geschrieben!“ antwortete „Petru“, weinend vor Verzweiflung.

„Und was bekamen Sie zur Antwort?“

„Nichts, Herr General, nichts! Niemals eine Zeile!“

Die Moskauer kommen

Die Menge war nicht mehr zu beruhigen. Fragen, Erklärungen, Anklagen, Flüche vermischten sich zu einem wirren Tosen. Derewjanko trat den Rückzug an. Nur allmählich verlief sich die erregt diskutierende Masse der Häftlinge.

Der Lagerkommandant und seine Offiziere räumten das Lager. Alle Akten und Arbeitsgeräte, die als



Waffen hätten benutzt werden können, wurden mit Panjewagen aus dem Lager gefahren.

Das Kommando im Lager übernahm jetzt eine aus Häftlingen gebildete „Streikleitung“. Wir teilten Hundertschaften ein für die Abwehr eines Überumpelungsversuches. Die Tore, der Lagerzaun und die Umgebung des Lagers wurden Tag und Nacht von besonderen Posten beobachtet. Ende Juli ist es in Workuta noch die ganze Nacht hindurch hell. Wenn Soldaten eingedrungen wären, wollten wir uns ihnen als eine lebendige Mauer entgegenstellen. Alles war gut vorbereitet. Die Disziplin war streng. Man hörte nicht mehr die abscheulichen russischen Flüche, ohne die sonst kein Gespräch möglich war. Es gab keine Sonderverpflegung mehr für die „Lageraristokratie“ — im Gegenteil: den bisherigen „Obersklaven“ wurde es verboten, ihre Baracken zu verlassen. Spitzel wurden aufgefordert, sich außerhalb des Lagers in Schutzhaft zu begeben. Die Nahrungsmittelvorräte, die noch im Lager waren, wurden streng bewacht und sorgfältig eingeteilt. Zweimal am Tage durften die Milizionäre zur Zählung in das Lager kommen. Der Lagerkommandant wurde zu organisatorischen Besprechungen auf einem freien Platz in der Mitte des Lagers empfangen. Provokationen wurden von beiden Seiten sorgfältig vermieden.

Schon am ersten Tage des Streiks wurde die Bewachung des Lagers verstärkt. Während wir Maßnahmen trafen, um ein Eindringen der Soldaten zu verhindern, bereiteten sich diese vor, einem Ausbruch unsererseits zu begegnen. Rings um das Lager wurden Feldstellungen ausgehoben, Maschinengewehre und Granatwerfer in Stellung gebracht. Auch auf den Postentürmen wurden Maschinengewehre montiert. Am 29. Juli erschien tatsächlich die Moskauer Kommission, die wir verlangt hatten. Wir versammelten uns auf dem Platz am Lagertor und setzten uns im großen Halbkreis auf die Erde. Etwa 40 bis 50 Offiziere, Staatsanwälte in ihren braunen Uniformen und Zivilisten traten in die Mitte des Halbkreises. Ein kleiner, dicker General trat vor.

„Aufstehen!“ kommandierte er.

Wir erhoben uns.

„Guten Tag, Bürger!“ Bürger?

„Guten Tag, Bürger General!“ schallte es im Chor.

„Sie haben darum gebeten, einer Abordnung aus Moskau Ihre Wünsche vortragen zu dürfen. Wohlan, hier ist die Kommission, die die Regierung unter meiner Leitung hierher gesandt hat. Ich bin der Kandidat des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, General der Armee Maslenikow. Hier neben mir steht der Generalstaatsanwalt der Sowjetunion, General Rudenko. Wir hören, was Sie uns zu sagen haben.“

Nerven, die nicht länger halten

In diesem Augenblick trat ein Vertreter der Streikleitung vor, um die Denkschrift mit unseren Beschwerden und Forderungen vorzulesen.

„Halt, halt, halt!“ unterbrach ihn Maslenikow. „Geben Sie das her, was Sie da aufgeschrieben haben! Wir sind schriftkundige Leute, wie Sie wissen, und können die Denkschrift selbst lesen.“

Ein Murmeln des Unwillens ging durch die Menge. „Lesen! Lesen! Weiterlesen!“ wurde gerufen. Der Mann von der Streikleitung begann wieder zu lesen. „Hören Sie auf!“ rief General Maslenikow. „Hier darf nur jeder für sich selbst sprechen. Wer für andere spricht, macht sich der Meuterei schuldig. Also bitte: Wer hat etwas zu sagen?“

Der Unwille unter den Häftlingen wuchs. Erregte Zwischenrufe wurden laut: „Wir haben hier etwas zu sagen, und ihr habt zuzuhören! Die Herren des Lagers sind wir!“

„Ich würde Ihnen raten, etwas besser zu überlegen, was Sie sagen!“

„Nehmen Sie nun endlich unsere Forderungen entgegen?“

„Sie haben nichts zu fordern. Sie haben zu bitten!“

„Wir fordern!“

„Sie bitten! — Also wer möchte nun eine Frage stellen?“

Ein Häftling stand auf und begann zu sprechen. Er sprach ruhig und sachlich und bat die Kommission, doch menschliches Verständnis für die Häftlinge und ihr Anliegen zu haben. Maslenikow unterbrach: „Welcher Nationalität sind Sie?“

„Pole.“

„Dann setzen Sie sich! Sie haben mit der ganzen Angelegenheit gar nichts zu tun. Ihr Schicksal ist schon entschieden: wir werden alle Ausländer in ihre Heimat zurückschicken. Was dort mit Ihnen geschieht, ist nicht unsere Sache.“

Das Murmeln in der Menge ging fast in Tumult über.

„Ruhe!“ gebot der Sprecher der Streikleitung.

„Wer hat noch eine Frage?“ sagte der General betont leise.

„Was soll aus uns werden? Sollen wir denn alle hier krepieren?“ wurde er gefragt.

„Ich kann Ihnen sagen, daß über das Häftlingsproblem beraten wird. Ihre Lage wird sich sehr verbessern.“

„Wir brauchen nicht Verbesserungen, wir brauchen Gerechtigkeit und Freiheit!“

„Wie stellen Sie sich das vor? Soll ich das Tor öffnen lassen und sagen: Bitte, gehen Sie, wohin Sie wollen? Das erscheint doch sogar Ihnen selbst lächerlich! Wir werden überprüfen, wer von Ihnen zu Unrecht verurteilt wurde. Aber Verbrecher werden in jedem Land der Welt eingesperrt.“

Ein Aufschrei der Empörung aus über tausend Kehlen war die Antwort. Die zermürbten Nerven der Häftlinge hielten nicht länger.

„Die Verbrecher seid ihr! — Hinaus, ihr Bluthunde! — Nieder mit den Tschekisten!“ ertönte es von allen Seiten.

Maslenikow blieb ganz ruhig. Er hob bedauernd die Schultern. „Die Lage ist klar“, hörte ich ihn sagen. Dann ging er langsam aus dem Lager.

Der Feuerbefehl

Drei Tage später kam er wieder. Er brachte ein Bataillon Soldaten, eine Kolonne Krankenwagen und einige Feuerlöschzüge mit. Die Soldaten gingen rings um das Lager in Stellung. Die Krankenwagen fuhren vor dem Lagertor im offenen Viereck auf. Ärzte und Krankenschwestern luden Tragbahnen und Ballen von Verbandstoff aus. Die Löschzüge standen in Bereit-

schaft. Die Offiziere hatten eine Besprechung in dem Gebäude vor dem Lagertor. Meldegänger mit Zetteln in der Hand liefen im Laufschrift hin und her. An zwei Seiten des Lagers wurden große Lautsprecher aufgestellt.

Die Spannung im Lager wuchs ins Fieberhafte.

„Werden sie schießen oder nicht?“ war die Frage, die wohl zehntausendmal an diesem Morgen des 1. August 1953 von den Häftlingen gestellt wurde.

„Sie werden nicht schießen“, sagte die Streikleitung. „Die Zeiten Stalins sind vorbei. Sie schrecken vor einem Blutbad zurück. Was sie uns hier vorführen, soll uns nur einschüchtern. Aber laßt euch nicht verblüffen! Wir weichen keinen Schritt!“

Nicht alle dachten wie die Streikleitung. Ich auch nicht. Es war zu deutlich, daß hier alles andere als Spaß gemacht wurde. Man hätte mit Maslenikow etwas klüger umgehen sollen. Er war immerhin als Vertreter der Regierung gekommen und zum Verhandeln, ja, zu Zugeständnissen bereit. Zweifellos hätten wir über die Absichten der Regierung etwas erfahren können. Statt dessen hatten wir Maslenikow einfach aus dem Lager geworfen. Und nun war er zurückgekommen.

Gegen 10.30 Uhr marschierte ein Zug Maschinepistolenschützen vor dem Tor auf. Dahinter verteilte sich ein Zug Karabinerschützen. General Maslenikow erschien mit seiner Kommission am Tor.

Durch das Lager erscholl der Ruf: „Zum Tor! Zum Tor! Sie wollen uns überrumpeln! Lieber sterben als aufgeben!“

Zwei Minuten später sah sich Maslenikow einer 1500köpfigen Menschenmenge gegenüber. Nur der Lagerzaun und eine „Respektzone“ von etwa zehn Metern trennten die beiden Parteien.

Plötzlich brach die Musik aus den beiden Lautsprechern ab, und General Derewjanko trat ans Mikrophon.

„Achtung! Achtung!“ rief er. „Alle herhören! Ich habe den Truppen den Befehl gegeben, die kollektive

Arbeitsverweigerung im Teillager 10 heute zu beenden. Wer freiwillig zur Arbeit gehen will, kann das Lager innerhalb fünf Minuten verlassen. Wer das Lager nicht verläßt, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben.“

Das Tor wurde weit geöffnet. Fünfzehn Mann rannten hinaus. Fünfzehnhundert beantworteten Derewjankos Aufforderung mit Gelächter.

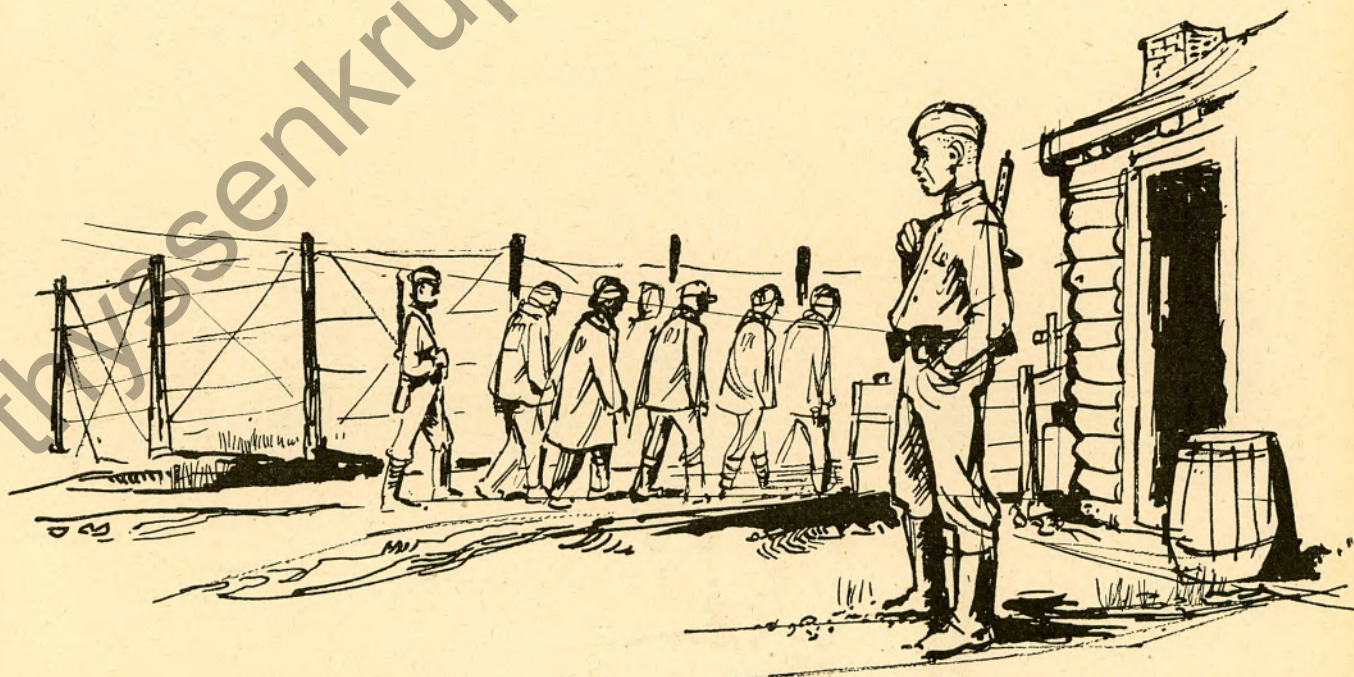
Ein Maschinengewehr wurde gegen die Menge in Stellung gebracht. Während Derewjanko seine Kapitulationsaufforderung wiederholte, gingen die ersten Reihen der Häftlinge Arm in Arm gegen das Tor vor, um sich des Maschinengewehrs zu bemächtigen. Ein Oberst trat ihnen mit gezogener Pistole entgegen:

„Halt, oder ich schieße!“

„Schieß doch! Schieß doch!“ tönte es johlend zurück. Die Erregung war so ungeheuer, daß sie die Masse blindlings fortriß. Einige Häftlinge rissen sich das Hemd auf, um den Waffen der Soldaten die nackte Brust entgegenzuhalten.

„In die Freiheit! In die Freiheit!“ rief ein tausendstimmiger Chor. In diesem Augenblick fiel ein Schuß. Der Oberst hatte den Anführer in der ersten Reihe, einen jungen Polen, niedergeschossen. Der Schuß war zugleich das Signal für die Truppen. Rings um das Lager begannen die Maschinengewehre und Maschinepistolen zu rattern.

Am Tor schlugen die Garben aus den Maschinepistolen aus nächster Nähe in die Ansammlung der Häftlinge. Eine panikartige Flucht nach allen Seiten, zu jeder noch so kleinen Deckungsmöglichkeit setzte ein. Ich selbst sprang in die dritte Baracke und warf mich dort neben dem Litauer Bernatonis zu Boden. Von zwei Seiten fegten Maschinengewehrsalven durch die dünnen Wände der Baracke. Kalkstücke und Holzsplitter fetzten durch den Raum. Ein Geisterkranker, der sich um nichts gekümmert hatte und auf seiner Pritsche lag, erhielt eine Kugel in den Oberschenkel. Zwei Minuten später fiel kein Schuß mehr. Ich rannte wieder hinaus, um zu sehen, was zu tun war. Vor



der Baracke kam mir auf allen vieren ein Koreaner entgegengekrochen, den ich gut kannte. Aber er sah mich schon nicht mehr, als ich ihm helfen wollte. Auch setzte in diesem Augenblick ein neuer Feuerstoß ein, und der schwerverwundete Koreaner wurde diesmal tödlich getroffen.

Plötzlich waren Gruppen von Maschinenpistolen-schützen im Lager. Sie hatten die Zäune aufgeschnitten, drangen von allen Seiten ein und trieben uns durch die beiden geöffneten Tore aus dem Lager. Ich lief zum Haupttor, über Tote und Sterbende springend. Meine Hosenbeine waren mit Blut bespritzt. Dicht am Tor lag kreidebleich und blutüberströmt Heini Fritsche, ein ehemaliger Volkspolizist aus Berlin. Ich schleppte ihn bis vor das Tor. Sein warmes Blut lief in meinen Brustausschnitt!

Ich mußte Fritsche niederlegen und mich in eine Kolonne von genau hundert Häftlingen einreihen. Die ganze überlebende Lagerbelegschaft wurde in solchen Hundertschaften in die Tundra abgeführt. Es sah aus, als ob wir alle erschossen werden sollten. Hier und da hörte man leise Gebete. Freunde nahmen voneinander Abschied.

An trockenen Plätzen in der Tundra, dicht zusammengedrängt und in genügendem Abstand von der nächsten „Hundertschaft“, mußten wir uns niedersetzen. Als sich herausstellte, daß wir Verwundete unter uns hatten, gab einer der Posten sein Gewehr ab, um selbst die Verwundeten zu betreuen. Behutsam zog er ihnen die blutigen Kleider aus. Die Soldaten, die eben noch auf uns geschossen hatten, waren ohne Haß.

Jetzt kamen Ärzte und Krankenschwestern in weißen Kitteln, um Hilfe zu leisten.

Wir saßen stundenlang in der Tundra. Der 1. August war der heißeste Tag des Jahres. Außer der ungewohnten Hitze lastete das ernüchternde Gefühl der blutigen Niederlage auf uns. Jeder hing seinen Gedanken nach, und nur hin und wieder wurden ein paar Worte geflüstert. Die Sklavenarbeit in dem kühlen Schacht ohne Soldaten und Bajonette schien mir in diesen Stunden wie ein fernes, unerreichbares Glück.

61 Tote, 300 Verwundete

Bevor wir wieder in das Lager geführt wurden, mußten wir im Gänsemarsch an einem Tisch vorbeigehen. Hier saßen einige Offiziere und drei Spitzel aus unseren eigenen Reihen, um „Verdächtige“ auszusuchen. 450 Mann wurden an diesem Tisch aussortiert und mit schwer bewachten Autos abtransportiert. 61 Mann waren tot, etwa 300 verwundet. 14 Deutsche waren getroffen worden, davon drei tödlich.

Am Lagertor hielt uns der Lagerkommandant etwa folgende Ansprache:

„Jetzt habt ihr gesehen, wie es jedem ergeht, der sich gegen die Sowjetunion erhebt. Wir haben euch gewarnt, aber ihr wolltet es ja nicht anders haben. Verbrecherische Elemente haben euch verhetzt. Wir wissen, daß die meisten von euch anständige Menschen sind, und wir werden auch noch vieles Gute für euch tun. Aber ertrotzen kann man von unserer Regierung nichts. Im übrigen habe ich einen Befehl bekanntzugeben, der schon vor einiger Zeit herausgegeben wurde, aber erst heute hier eintraf.

1. Ab sofort werden die Baracken nachts nicht mehr verschlossen.

2. Die Gitter von den Barackenfenstern sind zu entfernen.

3. Die Nummern, die ihr tragt, sind sofort zu entfernen. Ihr sollt eines Tages wieder Bürger werden und braucht keine Nummern mehr.

4. Statt wie bisher zweimal im Jahr kann jetzt monatlich geschrieben werden. Auch die Ausländer dürfen jetzt schreiben.

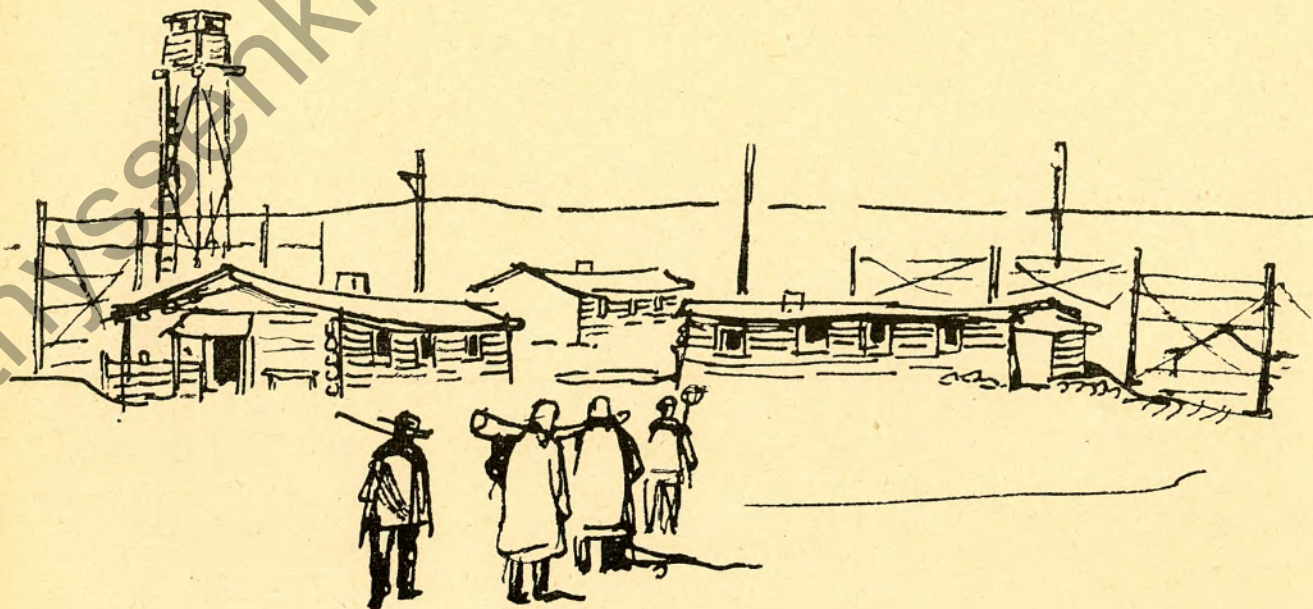
5. Vom Lohn können jetzt 300 Rubel monatlich ausbezahlt werden, statt wie bisher 150 Rubel.

(Drei weitere Punkte habe ich vergessen.)

Ihr könnt bei der Kommission aus Moskau Anträge auf Überprüfung eurer Verfahren einreichen.

Die dritte Schicht geht heute abend wieder zur Arbeit.“

Der Platz, über den wir zu unseren Baracken gingen, war mit Feuerwehrspritzen vom Blut gereinigt worden. Aber als das Wasser versickert war, schimmerte die Erde noch tagelang in einem dunklen Rot.





Monsieur Duval lebt nicht wie »Gott in Frankreich«

Frankreich ist kein Schlaraffenland, in dem Milch und Wein fließen, und Paris ist keine Ansammlung historischer Gemäuer und zweifelhafter Nachtlokale.

Paris ist eine alte Stadt. Der älteste Stadtteil, die Cité, auf einer Insel in der Seine, soll schon zu Cäsars Zeiten bebaut gewesen sein. Als in Deutschland Martin Luther die Bibel übersetzte und die deutsche Schriftsprache schuf, wurde in Paris das Rathaus — Hotel de Ville — erbaut. Wer Paris besucht, sollte daher nicht versäumen, die großartigen Denkmäler europäischer Kultur, die hier so zahlreich und vielfältig sind, zu besichtigen.

Aber Paris lebt nicht von seiner Vergangenheit. An die sieben Millionen Menschen leben heute in der Hauptstadt Frankreichs. Sie leben in der Gegenwart — und müssen sie meistern, genau wie wir.

In einem kleinen „bistro“ — einer kleinen Kneipe — am Place de la République kam ich mit Pierre Duval, einem Pariser Arbeiter, ins Gespräch.

Wie es mir in Paris gefalle, fragte er. Dabei sah er mich spöttisch lächelnd an. Wahrheitsgemäß antwortete ich, daß ich mich in Paris recht wohl fühle. Nur sei das Leben in Frankreich für uns Deutsche recht teuer.

„Wieso für die Deutschen? Glauben Sie etwa, daß der ‚kleine Mann‘ in Frankreich billiger lebt?“

Bevor ich auf seine Frage eingehen konnte, fügte er mit unverkennbarer Ironie hinzu:

„Na ja — was interessiert einen ausländischen Touristen schon, wie der ‚kleine Mann‘ in Frankreich lebt. Sie

kommen ja doch nur nach Paris, um sich zu amüsieren, um den Glanz und den Flitter in der Lichterstadt an der Seine zu bewundern.“

Doch dann bestellte er zwei Glas Weißwein: „Auf Ihre Gesundheit, mein Herr aus Deutschland!“ — „Auf die Ihre“, gab ich höflich zurück.

Als wir die Gläser erhoben hielten und uns zutranken, sah er mich prüfend an und fragte:

„Wollen Sie einmal sehen, wie ein Pariser Arbeiter wohnt und lebt?“

Das wollte ich gern. Darauf leerten wir die Gläser, und Pierre Duval nannte mich seinen „copin allemand“ — seinen deutschen Kollegen. Und wenn ich Lust hätte, sollte ich ihn Sonntag besuchen, in der 4, rue Lucienne Sampaix im 10. Arrondissement.

Die Métro — die Busse

In Paris gibt es keine Straßenbahnen. Hauptverkehrsmittel sind die Métro — eine Untergrundbahn — und die Autobusse. Die Pariser Métro ist ganz großartig. Auf ihren vierzehn Linien, die durch zahlreiche Umsteigebahnhöfe miteinander verbunden sind, ist jeder Punkt dieser großen Stadt bequem zu erreichen. Die Zugfolge ist schnell, aber die Luft in den Wagen ist fast unerträglich. Auf den 140 Autobuslinien zirkulieren ständig über 1900 Autobusse. Sie sehen vorsintflutlich aus, doch die Chauffeure winden sich durch den dicksten Verkehr, wie beim Slalom

die Skiläufer durch die Tore. Zu diesen beiden öffentlichen Verkehrsmitteln gesellen sich in der Region von Groß-Paris noch 900 000 Automobile und 1,5 Millionen Motorroller und Motorräder. Obwohl die 32 großen Boulevards, die Hauptverkehrsadern von Paris, in ganz Europa wegen ihrer breiten Fahrbahnen berühmt sind, reichen sie für den ständig wachsenden Verkehr nicht mehr aus. Als im September 1955 das Personal der Métro und der Autobusse streikte und alle verfügbaren Autos auf den Straßen zirkulierten, waren die Boulevards stundenlang verstopft. Kein Fahrzeug kam vom Fleck, weder vor- noch rückwärts. In jenen Tagen prophezeite der Polizeipräsident von Paris, daß dieser Zustand in drei Jahren voraussichtlich als „normal“ angesehen werden müßte.

Am Rande der Eleganz

Am Sonntag machte ich mich dann auf den Weg, um meinen neuen Freund Pierre zu besuchen. In knapp zwanzig Minuten gelangte ich mit dem Autobus von der Opéra zum Gare de l'Est, dem Ostbahnhof. Welch ein Szenenwechsel! Bestimmten auf den breiten Boulevards und den weiten Plätzen zwischen der Opéra und der Madeleine eben noch große, repräsentative Bauten, Luxusgeschäfte und prächtige Cafés das Bild, so glaubte ich mich hier im Osten in eine andere Stadt verschlagen. Alte, verwitterte Fassaden, Fabrikschornsteine und dunkle Kneipen erinnerten mich an den Dortmunder Norden. Während auf den großen Boulevards die Eleganz, die Mode und der Luxus regieren, wohnen und leben hier der Pariser Arbeiter und der verarmte Mittelstand.



Nachlokale und Cabarets für die Touristen . . .

Obwohl es Sonntag war, hatten die Geschäfte geöffnet. In und vor den Kneipen saßen um diese Stunde Gäste und tranken ihren Apéritif oder ihr Glas Wein. Sie waren einfach, beinahe armselig gekleidet.

Ja, und dann stand ich vor dem Haus, in dem Pierre Duval mit seiner Familie wohnt. An der Außenmauer war die verblaßte Aufschrift „Hotel de l'Eclipse“ kaum noch zu entziffern. Mein Gott, dachte ich, wie alt mag dieses Gebäude wohl sein? Ein Wunder nur, daß es vor Altersschwäche und Baufälligkeit noch nicht in sich selbst zusam-



... baufällige und unhygienische Wohnungen für die Pariser Werktätigen

mengefallen war. Dann trat ich ein und erkundigte mich bei der „concierge“ — der Hausmeisterin, im Morgenrock und mit aufgewickelten Locken — nach der Wohnung meines Bekannten.

„In der dritten Etage, monsieur“, gab sie mir Bescheid. Das Treppenhaus war dunkel und gebrechlich, daß man es mit der Angst zu tun bekommen konnte.

So wohnt Pierre

Pierre Duval bewohnt mit seiner Frau Yvonne und seinen beiden Kindern ein Zimmer von 12 Quadratmetern und eine Kochküche. Die „Küche“ ist so klein, daß sich die Hausfrau nur mit äußerster Vorsicht darin umdrehen kann. Diese „Wohnung“, deren Einrichtung aus zwei Betten, einem Tisch, ein paar Stühlen und einem Kleiderschrank besteht, kostet 600 Ffrs. je Nacht oder 19 900 Ffrs. im Monat an Miete. Dieser Betrag entspricht fast dem halben Monatslohn eines qualifizierten Arbeiters. Die Familie Duval wohnt nicht besonders schlecht und auch nicht besonders teuer. Allein im Seine-Departement müssen rund 500 000 Franzosen, etwa 9 Prozent der Bevölkerung, in solchen teuren „Hotels“ wohnen, weil sie keine eigene Wohnung finden können. Mehr noch als bei uns in Deutschland ist in Frankreich die Wohnungsnot das Problem Nummer 1. Über 7 Millionen Franzosen wohnen in zu kleinen, zu alten und baufälligen Wohnungen, ganz miserabel. In Paris z. B. sind über die Hälfte aller Wohnhäuser vor 83 und mehr Jahren erbaut worden. Kein Wunder also, daß über 25 Prozent aller Pariser Wohnungen nicht einmal eine Wasserleitung und 50 Prozent kein WC haben. Napoleon III. hatte von 1852 bis 1865 13 000 Häuser



Auch die „concierge“ - die Hausmeisterin - ist eine alte Pariserin

niederreißen und an ihre Stelle 59 000 neu erbauen lassen. Das war das letzte große Bauprojekt, das in Paris verwirklicht worden ist. Den französischen Regierungen der Nachkriegszeit wird allgemein vorgeworfen, daß sie eine falsche Wohnungsbaupolitik betrieben hätten. Statt den Bau von kleinen Eigenheimen und Eigentumswohnungen zu finanzieren, hätten sie, um die Wohnungsnot zu beheben, gesunde und billige Mietwohnungen mit den staatlichen Geldern bauen müssen.

Wahrscheinlich habe ich ein sehr dummes und entsetztes Gesicht gemacht, als ich die Familie Duval begrüßte. Monsieur Duval, in einer langen Manchesterhose und einem blütenweißen Sporthemd mit halbem Ärmel, begann sich umständlich dafür zu entschuldigen, daß er in einer so elenden Wohnung Hause.

„Uns gefällt es hier auch nicht... in diesem Loch. Seit Jahren suchen wir eine bessere Wohnung. Aber wer keine Million (10 000 bis 12 000 DM) besitzt, hat keine Aussicht, eine anständige Wohnung zu erhalten.“

Durchschnittlich hat eine französische Arbeiterfamilie nicht mehr als vier Quadratmeter Wohnraum je Kopf zur Verfügung. Jede dritte französische Familie möchte aber lieber heute als morgen in eine größere und bessere Wohnung einziehen. Jedes zweite jungverheiratete Ehepaar ist bereit, für eine moderne, mit einigem hygienischen Komfort ausgestattete Wohnung erhebliche materielle Opfer zu bringen. Das war das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage.

Essen ist beinahe Gottesdienst

Inzwischen hatte Madame Duval den Tisch gedeckt. Wir setzten uns, und der Herr des Hauses, mein copin Pierre, servierte die Mahlzeit.

Mein Gastgeber war von Beruf weder Kellner noch Koch. Er war ein hochqualifizierter Metallarbeiter, der seit vielen Jahren in den staatlichen Renaultwerken beschäftigt ist.

„Ja, das läßt sich mein Mann nicht nehmen: am Sonntag kocht und serviert er. Das ist in seiner Familie, wie in vielen französischen Familien, eine alte Tradition — und außerdem macht es ihm großen Spaß.“

Das Essen schmeckte ausgezeichnet. Es dauerte — vom Apéritif und den Schnecken in Butter bis zum abschließenden Täßchen Kaffee mit Kirsch — geschlagene zwei Stunden. Doch wir haben nicht nur gegessen, sondern auch viel erzählt. Die Kinder übrigens, die mit uns am Tisch saßen, waren sehr gut erzogen. Weder schüchtern noch vorlaut.

Der „Flohmarkt“ — das Warenhaus für die Ärmsten



Dagegen hatte ich den Eindruck, daß das Verhältnis der Eltern zu den Kindern von einer gewissen Förmlichkeit nicht ganz frei war. Wenn die Kinder sich in das Gespräch der Erwachsenen einschalten wollten, so baten sie vorher in wohlgesetzten Worten um die Erlaubnis, etwas sagen zu dürfen.

Madame Duval war eine scharmante Frau: nicht auffallend schön, aber gepflegt und intelligent. Selbstbewußt und temperamentvoll nahm sie an dem Gespräch bei Tische teil.

„Wenn der halbe Lohn Ihres Mannes für die Miete draufgeht, wie kommen Sie dann mit dem Rest aus?“ fragte ich. „Ja, ich muß mitarbeiten. Mein Mann verdient in der Stunde 220 Ffrs. Ohne Überstunden kommt er bei einer Arbeitszeit von 40 Stunden wöchentlich im Monat auf 175 Stunden. Das ergibt einen Bruttolohn von 38 720 Ffrs. Für die Sozialversicherung gehen 2315 Ffrs. ab, bleiben 36 405 Ffrs. Auf den Nettolohn kommt dann die Familienzulage für die beiden Kinder in Höhe von 11 794 Ffrs. Mein Mann bringt im Monat also 48 200 Ffrs. nach Hause (das sind rund 540 DM)!“

„Im Verhältnis zu dem, was ein deutscher Arbeiter verdient, ist das doch gar nicht so wenig“, warf ich ein.

„Auf dem Papier sicherlich nicht, aber es kommt nicht darauf an, welche Zahlen auf der Lohntüte draufstehen“, erwiderte Madame mit echt weiblicher Logik, „sondern darauf, was ich für das Geld, das in der Tüte drinsteckt, kaufen kann.“

Die dicke Lohntüte macht es nicht

Frau Duval hatte vollkommen recht. In D-Mark umgerechnet haben der deutsche und der französische Arbeiter etwa den gleichen Stundenlohn von 2,20 DM. Aber die Kaufkraft eines Stundenlohnes ist in beiden Ländern sehr unterschiedlich. Für ein Mittagessen in einem einfachen Restaurant zahlt der deutsche Arbeiter einen Stundenlohn, der französische aber den zweifachen. Für ein Paar Schuhe muß der deutsche Arbeiter 12 bis 15 Stunden arbeiten, während der französische Arbeiter den Lohn von 20 bis 22 Stunden aufwenden muß. Will der französische Arbeiter ins Kino gehen, so zahlt er für einen Platz den Gegenwert von anderthalb Arbeitsstunden, aber der deutsche Arbeiter bezahlt den Gegenwert von nur dreiviertel Arbeitsstunden. Andererseits erlauben auch diese Beispiele noch keinen exakten Vergleich der Realeinkommen, denn die Lebensgewohnheiten sind sehr verschieden. Der deutsche Arbeiter und Angestellte wendet, wenn er verheiratet ist und zwei Kinder hat, im Monat 42 Prozent seines Nettoeinkommens für die Ernährung auf, der französische Arbeitnehmer dagegen 55 Prozent. Dem Franzosen ist eben „das Beefsteak“ zum Mittag wichtiger als der Sonntagsanzug „aus reiner Schurwolle“ oder die Musiktube. Das ist wahrscheinlich auch ein Grund dafür, daß in Frankreich viel weniger auf Abzahlung gekauft wird als bei uns. Noch nicht ein Drittel aller Arbeitnehmerhaushalte hat Teilzahlungsverpflichtungen, und über 60 Prozent haben noch niemals auf Teilzahlung gekauft — und wollen auch künftig keine Kredite in Anspruch nehmen.

Um auszukommen, muß die Frau mitarbeiten — wie Madame Duval —, obwohl sie ihre beiden Kinder zu versorgen hat. Das ist auch in Frankreich heute nicht ungewöhnlich. Ein Drittel aller verheirateten Frauen, deren Männer Lohn- und Gehaltsempfänger sind, müssen mitverdienen. Während der Arbeitszeit ihrer Mütter halten sich die Kinder in den städtischen Kinderheimen auf, in denen sie beaufsichtigt und gepflegt werden.

Ja, die Kinder in Frankreich!

Frankreich war bis vor kurzem eine „aussterbende“ Nation. Das hat sich geändert. Nicht zuletzt dank der Tatsache, daß der Staat für jedes Kind eine monatliche Beihilfe in Höhe von 5900 Ffrs. (etwa 75 DM) zahlt.

„Das ist doch eine ganz enorme soziale Hilfe des Staates für die Kinder“, erlaubte ich mir zu sagen, da es bei uns erst vom dritten Kind ab eine staatliche Beihilfe von 25 DM gibt.

„Wissen Sie aber auch, was Kinder kosten?“ Madame Duval kramte in ihren Papieren und zeigte mir eine Aufstellung, was sie gerade zum Beginn des neuen Schuljahres für ihre beiden Kinder eingekauft hatte. Um die beiden Kinder einzukleiden, hatte sie für jedes Kind rund 20 000 Ffrs. = 240 DM ausgeben müssen.

„Nun, sind die Kindersachen bei Ihnen auch so teuer?“ Auch bei uns kosten Kinder viel Geld, und auch bei uns ist Kinderkleidung nicht billig. Dennoch: In Frankreich kostet Kinderkleidung fast das Doppelte wie bei uns! Madame Duval hat für 20 000 Ffrs. ihren Kindern noch nicht einmal beste Qualitäten kaufen können.

Um also gut essen zu können und um gut angezogen zu gehen, muß die französische Frau mitarbeiten. Und die französischen Frauen sind sehr stolz darauf, daß sie seit 1945 die volle Gleichberechtigung in Staat und Wirtschaft haben und in jedem Falle für die gleiche Arbeit den gleichen Lohn wie die Männer erhalten.

Madame ist Midinette

Madame Duval war eine Midinette — eine Schneiderin, wie so viele Pariserinnen.

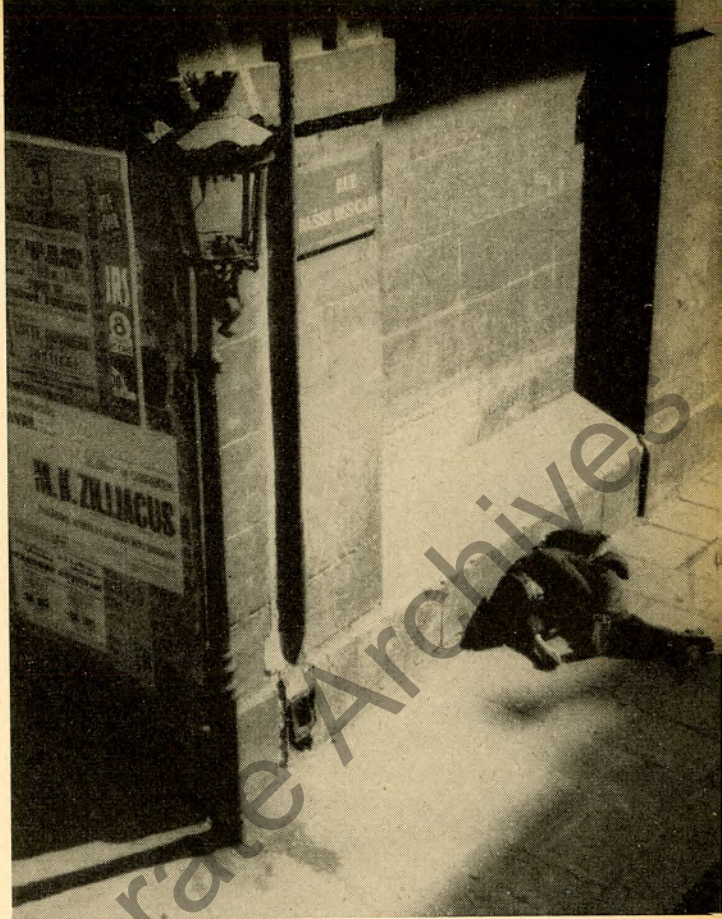
„Sie glauben wohl, daß die Löhne der Schneiderinnen hoch sind, weil man bei Dior oder Fath märchenhafte Preise zahlen muß?“

Eine Schneiderin in einem Modeatelier verdient nicht viel. In anderen Berufen werden die Frauen für ihre Arbeit besser bezahlt. In den großen Ateliers kann eine Schneiderin nach acht Berufsjahren bis zu 32 000 Ffrs. im Monat verdienen. Brutto natürlich, denn von dieser Summe gehen fast 2000 Ffrs. für die sozialen Abgaben ab. Nur wer viel Liebe zu diesem Beruf hat, bleibt noch im Fach. Die meisten jungen Mädchen arbeiten in den großen Modehäusern nur noch, um ihren Beruf zu erlernen. Dann bemühen sie sich, in einer Näh- oder Haushaltsschule eine Anstellung als Lehrkraft zu finden, oder sie versuchen — wenn die Raumfrage gelöst werden kann —, bei sich zu Hause auf eigene Rechnung zu arbeiten.

Nun aber meldete sich Freund Pierre energisch zu Wort. Ich solle nur nicht den Eindruck mit nach Deutschland nehmen, als ob Frankreich keine anderen Sorgen habe als die Mode und Paris keine andere Industrie als die „Haute Couture“. In Wirklichkeit sei es doch wohl so, daß Paris und Umgebung zu den wichtigsten Industriezentren Frankreichs zählen. Das könne allein an der Tatsache abgelesen werden, daß hier über 600 000 Metallarbeiter beschäftigt würden.

Es geht um Kaufkraft und Lohn

Gerade zu der Zeit, als ich mich in Paris aufhielt, unterzeichneten die Direktoren der staatlichen Renaultwerke und die betrieblichen Vertreter der Gewerkschaftsorganisationen ein bedeutendes Abkommen. Nach monatelangen hartnäckigen Verhandlungen hatten die Vertreter der 40 000 Renaultarbeiter folgende Vereinbarung erreicht:



„Wenn es Nacht wird in Paris . . .“, hat nicht jeder ein Dach über dem Kopf

Idyllisch - aber keine Idylle!



drei Wochen bezahlter Urlaub im Jahr für alle Arbeiter und Angestellten. Künftig wird die Kaufkraft der Arbeitnehmer im Verhältnis zur steigenden Arbeitsproduktivität durch eine auf zwei Jahre im voraus festgelegte Erhöhung der Löhne und Gehälter wachsen. Die Renaultwerke garantieren ihren Arbeitern und Angestellten für die nächsten beiden Jahre (1956—1957) jährlich eine Lohnerhöhung von vier Prozent. Außerdem werden notwendige Überstunden von der 40. bis zur 48. Stunde je Woche mit 30 Prozent und von der 49. Stunde ab mit 50 Prozent Aufschlag bezahlt. Die Direktion und die Betriebsvertretung haben vereinbart, in den nächsten zwei Jahren bei Differenzen weder zum Streik noch zur Aussperrung zu schreiten.

Pierre Duval, selbst ein Renaultarbeiter, war auf diesen Erfolg sehr stolz. Obwohl er das Streikrecht bejahte — „zur Verteidigung des täglichen Beefsteaks“, wie er sich ausdrückte —, so zufrieden war er doch darüber, daß durch dieses Abkommen für zwei Jahre mit steigendem Lohn zu rechnen sei.

Inzwischen hatten wir auch unsern Kaffee getrunken. Ob ich sie an diesem schönen Sonntagnachmittag für ein paar Stunden an die Seine begleiten möchte, fragten mich meine Gastgeber.

Sonntagsfrieden an der Seine

Am Ufer der Seine, unterhalb des Louvre und in seinem Schatten, bot sich mir ein Bild, das ich nicht vergessen werde. Im Abstand von jeweils vier bis fünf Metern sah ich eine mir endlos erscheinende Reihe biederer Männer stehen. Viele hatten einen blauen Overall an, andere trugen einen Pullover, die Baskenmütze oder ein alter Hut saß ihnen schief auf dem Kopfe, die Zigarette hing ihnen wie angeklebt im Mundwinkel — und in ihren Händen hielten sie die Angelrute.

Während der Sonntagsverkehr über den Quai de Louvre ununterbrochen dahinbräuste, standen sie selbstvergessen, den Blick unverwandt aufs Wasser gerichtet — so, als ob die ganze Welt sie nichts anginge, und warteten darauf, daß ein Fischlein anbeiße.

Doch die Angler waren nicht allein. Zwischen ihrem Standort direkt am Wasser und der Kaimauer aus festen Quadersteinen lagerten ganze Familien. Da hockten um einen Kinderwagen zwei Frauen mit einem Baby und einem kleinen Mädchen, dort, auf einer Decke, schlief sich ein altes Mütterchen aus, und wenige Meter von ihr entfernt hatte sich ein junger algerischer Arbeiter wie ein Igel zusammengerollt. An einen Brückenpfeiler gelehnt, koste ein junges Liebespaar. Aber junge Liebespaare, die sich auf der Straße, in der Métro und im Café ungeniert küssen, gehören zum alltäglichen Straßenbild von Paris,



genauso wie die jungen Väter, die voller Stolz den Kinderwagen schieben.

Umständlich machte mein Freund seine Angelrute zurecht. Dann setzte er sich auf einen kleinen Hocker, während die Familie es sich auf einer Decke im Schatten der Kaimauer bequem machte. Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, fragte er mich: „Nun, wie gefällt Ihnen unser Sonntagsvergnügen?“

Nur junge Leute, Provinzler und Ausländer besuchen die großen Music-Halls und Cabarets, die Tanzlokale und Nachtbars. Der Pariser Arbeiter geht in seiner freien Zeit an die Seine angeln oder auf den Sportplatz. Am Abend besucht er mit seiner Frau ein Kino und geht mit ihr „auf ein Gläschen“ in ein Bistro. Wer noch Verwandte auf dem Lande hat, spart das ganze Jahr über sein Geld, um in den Ferien die allgemeine Flucht aus Paris mitmachen zu können.

Wir tanzen die Carmagnole

„Eine Ausnahme ist der 14. Juli. Sie wissen doch, unser Nationalfest! Dann wird in Paris auf den Straßen und Plätzen nach den Klängen der Carmagnole getanzt! Das müßten Sie mal miterleben.“

Ja, die große Französische Revolution — die Erhebung des vierten Standes, der Sturz des Absolutismus und der Sturm auf die Bastille — ist im französischen Volke heute noch lebendig. Und jeder französische Arbeiter besitzt noch eine Spur jenes jakobinischen Geistes, der das Gesicht des alten Europas vor 165 Jahren im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwandelt hatte. Als wir am Abend noch einige Stündchen bei einer Flasche Wein zusammensaßen, sprachen wir über viele persönliche und allgemeine, über politische und unpolitische Fragen. Arbeitskollegen und Nachbarn meines Bekannten hatten sich hinzugesellt, und an unserem Tische wurde die „französisch-deutsche Verständigung“ lebendig. Ja, wir sprachen von den beiden Weltkriegen, die so viel Haß zwischen unseren Völkern gesät und so viel Leid über uns alle gebracht haben. Es gab keine feierlichen Erklärungen, aber auch keine zweideutigen und hinterhältigen Formulierungen. Als aber jemand, der im Kriege seinen rechten Arm und in Buchenwald seinen Bruder verloren hat, mit fester Stimme sagte: „Wir haben keinen Haß gegen die Deutschen. Aber in uniformierten Marschkolonnen wollen wir euch nie wieder sehen“, erntete er die Zustimmung aller Anwesenden. Gegen 23 Uhr mußten wir aufbrechen, denn der Wirt wollte sein Bistro schließen.

„Und jetzt gehen wir ins Maxim?!“

Wenn es Nacht wird in Paris, geht die große Stadt an der Seine schlafen. Es ist ein Märchen, geschaffen für erlebnishungrige Provinzler, daß Paris erst in der Nacht munter wird.

Paris aber schläft

Von den Amüsierbetrieben am Montmartre, an der Place Pigalle und am Montparnasse abgesehen, wird es schon vor Mitternacht in den Straßen von Paris und der Vororte so still und ruhig wie nur in irgendeiner deutschen Kleinstadt.

Nach Mitternacht ist es in Paris schwer, ja fast unmöglich, ein Bistro zu finden, das noch geöffnet hat. Wer um diese Zeit noch Durst oder Hunger verspürt, muß schon, genau wie bei uns, in die Nähe der großen Fernbahnhöfe gehen, um ein noch offenes Lokal zu finden.

In der Nacht schläft Paris — bis auf die, die arbeiten müssen in den Fabriken, in den Versorgungsbetrieben, in den Zeitungsdruckereien und auf den Verkehrsmitteln. Und wie jede andere große Stadt in Europa wacht Paris erst wieder in den frühen Morgenstunden auf, dann, wenn Lastzüge mit frischen Lebensmitteln aus der Provinz anrollen, wenn Arbeiter und Angestellte sich auf den Weg zu ihren Arbeitsstätten begeben, wenn die ersten Untergrundbahnen und Autobusse wieder Leben in die Straßen bringen, wenn „Rennfahrer“ die Morgenausgaben der Zeitungen über Paris austreuen, wenn die ersten Bistros öffnen und ihre Kaffee-Expressmaschinen in Betrieb setzen, wenn die Bäcker die berühmten knusprigen Hörnchen — die Croissants — aus den Öfen ziehen.

Morgens, gegen 6 Uhr, beginnt das Leben in den großen Adern von Paris wieder zu pulsieren. Nach einem Kaffee und einem Croissant, stehend im Stammbistro verzehrt, geht das werktätige Paris an die Arbeit.

Kurt Georg Lindner

Paris - ein Mosaik aus Licht und Schatten



Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Viele Gäste sah die Hütte
schon durch ihre Tore ziehn.
Diesmal lenkten ihre Schritte
Journalisten zu uns hin.
Prominente von der Feder
trafen sich im Hoesch-Festsaal
zum Kongreß. Man zog vom Leder
für der Freiheit Tribunal.
Festsaal zeigte sich der Presse
in dem neuen Schmuckgewand.
Klarer Fall, daß das Interesse
für die Hütte Auftrieb fand.
Hüttenkieker imponierte,
was Kollege Hoischen schuf,
der die Tagung inszenierte
und vermehrt der Hütte Ruf.

Manches Lob- und Dankeswort
wirkt zu unsrem Nutzen fort!

Hüttenkieker, eurem Reimer,
war das wirklich außer'm Spaß,
als „Fünfhundert Mark im Eimer“
er in diesem Hefte las!
Freunde, wer hat schon 'ne Ahnung,
was so vor die Hunde geht?
Jeder lese drum als Mahnung,
was davon geschrieben steht!
Wer ganz überflüssigerweise
ludert mit dem Material,
der schraubt nicht nur hoch die Preise,
der hält auch die Löhne schmal!
Eines ist doch unbestritten:
Was die Hütte zahlt als Lohn,
kann nur kommen aus Profiten
und sparsamer Produktion!

Luderjahn und Schlendrian
jetzt in Acht und Bann getan!

„Wer nicht hören will, muß fühlen“,
sagt der Volksmund, wie man weiß.
Doch mit seinem Leben spielen,
ist ein gar zu hoher Preis!
Mehr als 200 Kollegen
brachten in dreivierteil Jahr
auf vertrauten Arbeitswegen
Leib und Leben in Gefahr!

Schnitter Tod geht durch die Straßen.
Er ist wachsam! Du bist's nicht!
Mit dem Tod ist nicht zu spaßen,
er ist auf uns all' erpicht.
Schnell hast du das Spiel verloren,
und am Ende steht das Leid.
Augen auf und spitz' die Ohren.
Im Verkehr gilt Wachsamkeit!

Denk an Weib und Kind daheim.
Geh dem Tod nicht auf den Leim!

Wer wird sich aufs Wasser wagen
in 'nem morschen, lecken Kahn?
Er riskierte Kopf und Kragen
und bedankt sich für den Wahn!
Aber Freunde, seid mal ehrlich:
Mancher, der aufs Fahrrad steigt,
handelt gerade so gefährlich,
wenn hier sein Instinkt auch schweigt!
Manche „alte Kiste“ müßte
längst schon mal zur Inspektion.
Wenn das nur der Kumpel wüßte!
Doch der denkt: Mir tut sie's schon!
Kürzlich haben „Weiße Mäuse“
mal die Räder kontrolliert.
Mängel wurden massenweise
an den Rädern konstatiert.

Nur der Lebensmüde fährt
eine „Mühle“, die nichts wert!

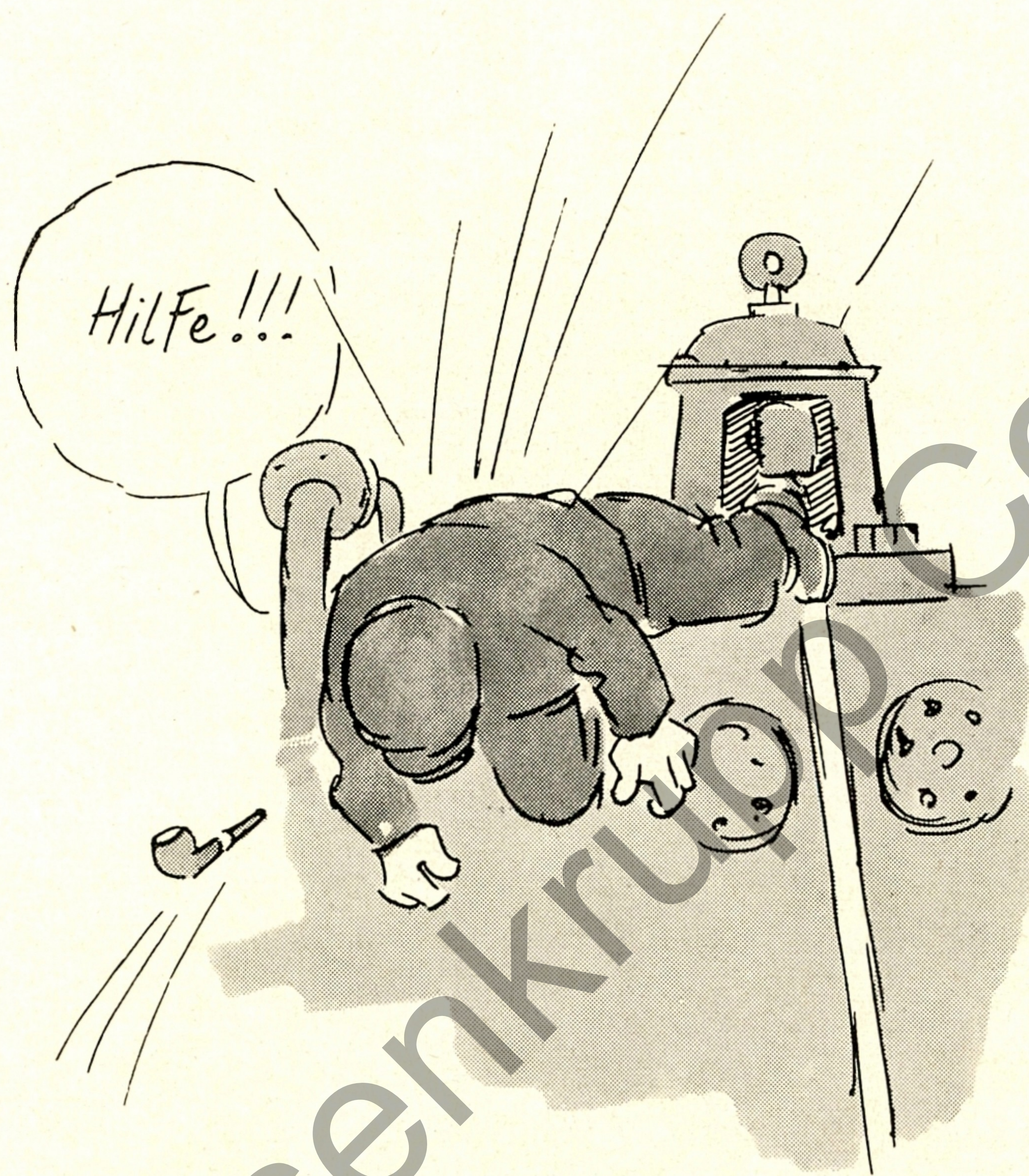
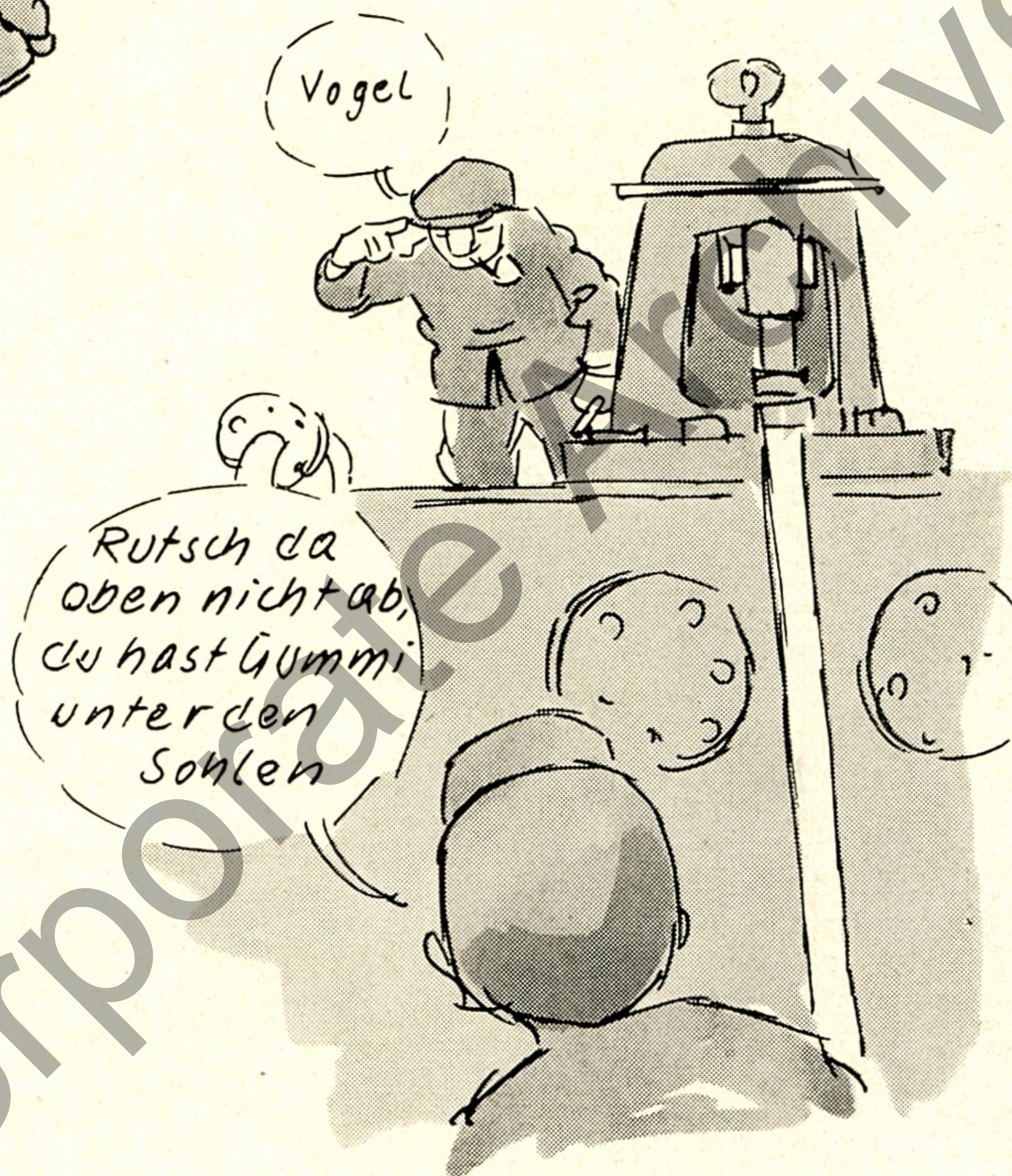
Gut ist's, wenn die Blicke wandern
auch mal über'n eigenen Zaun,
um sich kritisch auch in andern
Ländern klüglich umzuschau'n.
Heut führt uns dies Heft spazieren
durch die Straßen von Paris.
Und was wir dort registrieren,
ist nicht nur ein Paradies!
Auch die vielbesungene Seine
ist fürwahr kein klarer Quell,
und Pierre und Madeleine
fahren nicht nur Karussell.
„So wie Gott in Frankreich leben“
liest sich leicht, doch tut sich schwer.
Nur auf rosa Wolken schweben,
reicht zum Leben längst nicht mehr!

Dies wär's wieder mal für heut.
Nächstens mehr! — Adschüß, ihr Leut'!



LAPPES

AUSM MARTINWERK



WER VIEL MIT OEL ZU SCHAFFEN HAT
GIBT IMMER AUF SEIN SCHUHWERK ACHT
WENN GUMMI SICH MIT SCHMIEROEL PAART
FLIEGT MAN AUF GANZ BESONDRE ART

ER DENKT MICH KANNSTENICHT VERKOHLEN
KAUFT ARBEITSSCHUH MIT GUMMI SOHLEN
RUTSCHT AUF DER GASMASCHINE AUS
UND FLIEGT SCHNURSTRACKS INS KRANKEN-
HAUS



H. Kalisch

Werkzeugpflege



***lohnte sich schon
damals --***